Zeitschrift: Das Konzept : die Monatszeitung

Herausgeber: Verband der Schweizerischen Studentenschaften VSS

Band: 9 (1980)

Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

A.Z. 8006 Zürich Weinbergstr. 31 9. Jahrgang Nr. 1 Januar 1980 Kiosk Fr. 2.–

das konzept

mit bücher service Seite 12

Erscheint monatlich an allen Hochschulen, Techniken, Seminarien und andern höheren Schulen der Deutschschweiz Auflage 32 000

Adressen: Weinbergstrasse 31, CH-8006 Zürich, Tel. ✆ (01) 47 75 30
Postfach D. Wiener, CH-4001 Basel Tel. (061) 22 41 41
Postfach 1351, CH-3001 Bern Tel. (031) 25 88 05

Inserate: Inseratenverwaltung «das konzept», Weinbergstrasse 31, CH-8006 Zürich, Tel. ✆ (01) 47 75 30, PC-Konto 80-36651

Abonnemente: pro Jahr Fr. 20.– (Ausl. 26.–), PC-Konto 80-37626

Peggy Parnass:
Die teuflische Ungleichheit *Seite 3*

Interview mit Günter Amendt:
An der Sexfront nichts Neues *Seite 3*

Roman Brodmann und «das konzept» zur geplatzten «tell»-Fusion *Seite 5*

Wohin geht die AZ-Presse? *Seite 5*

Zum Tod Dutschkes *Seite 7*

Meienberg über Diggelmanns Begräbnis *Seite 7*

das konzept beilage FILM IN DER SCHWEIZ

Der Rattenfänger vom Pizzo Groppera

(Photomontage: Johannes Marx)

. . . und führe unsere Kinderlein nicht in den ÜberFluss!

Rechtsstaatliche Schindluderei bei der «Terrorfahndung» in der Schweiz

Wozu der Terror gut ist

Von Ernst Zweifel

Montag, 19. November 1979. Bei einem Feuerwechsel zwischen Polizei und Bankräubern verliert die Hausfrau Edith Kletzhandler ihr Leben. Betroffenheit und Trauer wären am Platz. Statt dessen setzen die Medien schon am folgenden Tag zu einer gezielten politischen Vermarktung des Menschenopfers an.

In der Schweiz fiel es in jüngster Zeit – nachdem die Verhaftung und Verurteilung von Kröcher/Möller publizistisch ausgeschlachtet war – wieder schwer, den Terror mediengerecht zu verwerten. Da es hierzulande an nennenswerten terroristischen Aktivitäten fehlte. Die Verhaftung von Rolf Clemens Wagner in Zürich bot nun den willkommenen Anlass, die geistige Mobilisierung des Volkes gegen einen imaginären «inneren Feind» nachzuholen und für den Ausbau des «Rechtsstaates», insbesondere der Polizei und der Strafgesetze, mit dem Reizwort «Terror» Stimmung zu machen.

Der Medienterror

Über eine Woche lang verstand es die Polizei, den Terrorstoff anzuheizen und warm zu halten. Sie sorgte für eine Presseshow, die alles Bisherige in den Schatten stellte. Man scheute auch nicht vor Falschmeldungen zurück. Paradebeispiel einer solchen ist der voreilige Polizeiaufruf vom 23. 11. 1979. Die Bevölkerung wird aufgefordert mitzuhelfen, einen Rollstuhl und seinen Besitzer ausfindig zu machen («Neue Zürcher Zeitung» [«NZZ»], 23. 11. 1979, «Tages-Anzeiger» [«TA»], 23. 11. 1979 usw). Die Polizei mutmasst, die Terroristen hätten im Rollstuhl Bank und Fluchtweg ausgekundschaftet. Schon tags darauf entpuppen sich die «Rollstuhlterroristen» als harmlose Filmamateure («NZZ», 24./25. 11. 1979, «TA» 24. 11. 1979). Wie das Interesse der Bevölkerung am Bankraub nachzulassen beginnnt, heizt die Polizei es künstlich neu an: Photos von den Antiterrorkursen in der Ostschweiz machen in allen Gazetten die Runde («TA», 24. 11. 1979), und schliesslich landet man beim Speisezettel Wagners: «Suppe mit Brot, Jägerschnitzel, Pommes frites und Rüebli à la crème» («Blick», 27.11. 1979). Als dann das Terrorthema endgültig zu erkalten droht, dreht die Polizei noch ein letztes Mal gross auf: in der Fernsehsendung «Aktenzeichen: . . . XY». «Blick» titelt: *«Terroristen-Jagd am Fernsehen: 1000 Polizisten im Einsatz!»* («Blick», 8. 12. 1979). Und rund eine Woche später: «XY»: *Terroristen-Jagd war eine Pleite!»* («Blick», 13. 12. 1979).

Ein Volk im Jagdfieber

Man nimmt es der Polizei nicht ab, wenn sie einerseits die Bevölkerung vor falsch verstandenem Heldentum warnt («Züri Leu», 23. 11. 1979), sie aber andrerseits über eine Woche lang fast Tag für Tag auffordert, bei der Suche nach den Terroristen mitzutun («NZZ», 20. 11., 23. 11.; «Blick», 8. 12. 1979, usw.). *«Im Rahmen der Fahndung wird vor allem an die Mithilfe der Bevölkerung appelliert, die durch Handzettel auf die Gesuchten aufmerksam gemacht worden ist»* («NZZ», 6. 12. 1979). Mit Kopfgeldern von bis zu 50 000 Fr. Belohnung («Blick», 8. 12., «NZZ», 23. 11. 1979) wird die Bevölkerung geködert. In einer Welt wie der schweizerischen, wo Geld Fetischcharakter trägt, ist noch schnell einer versucht, sich hirnwütig für fremdes Bankenkapital in die Schussbahnen von Räubern zu stürzen. Um so mehr, als in einer Welt des grauen, streng reglementierten und trostlos langweiligen Alltags die Jagd nach Verbrechern zur nervenkitzelnden Abwechslung wird, mit dem Duft von Freiheit und Abenteuer. Zumal, wenn dem Überlebenden eine Schlagzeile in Balkenschrift winkt: *«Held des Tages»* (S. 3, «Blick», 20. 11. 1979).

Bereits am Tag nach der Shop-Ville-Schiesserei stand übrigens für die schreibende Zunft einhellig fest, dass Edith Kletzhandler durch die Kugel eines deutschen Terroristen umgekommen war («Blick», 20. 11. 1979, aber auch «NZZ«, 20. 11. 1979). Eine Hypothese wurde durch Druckerschwärze zur «Tatsache» gemacht. Man kann sich unschwer vorstellen, wie einseitig und vom Ergebnis her bestimmt eine Tatrekonstruktion ausfallen muss, bei der das Resultat durch die Presse bereits einhellig vorweggenommen worden ist. Dazu kommt, dass die Polizei auch in eigener Sache handelt. Denn die Entlastung des mutmasslichen Terroristen müsste zwangsläufig zur Belastung des Polizeischützen führen. Dies würde indessen vor Gericht die Frage aufwerfen, ob der versuchte polizeiliche Zugriff mit Schusswaffe in einer dichtbelebten Ladenstrasse nicht absolut unverantwortlich war und durch den allgemeinen Polizeiauftrag nicht mehr gedeckt werden kann.

Polizei und mutmassliche Terroristen bleiben sich an Gewalt und Gegengewalt nichts schuldig. Entsprechend locker liegen die Finger am Abzug. Am Mittwoch, 21. 11. 1979, fällt bei einem Alarm in der Volksbankfiliale Oberengstringen einem Ordnungshüter die ungesicherte Pistole aus der Hand. Ein Schuss löst sich . . . («Schweizer Illustrierte» [SI»], 26. 11. 1979). Zwei Stunden später ballert ein Polizist mit drei Schüssen einem Autofahrer hinterher, der sich in Zürich einer Polizeikontrolle entzieht. Ein Abpraller verletzt den Polizisten selber! («SI», 26. 11. 1979). Jede zufällig in diese Zeit fallende Straftat wird unter dem «Aspekt Terrorismus» untersucht, so in Basel der Einbruch in ein Waffengeschäft («NZZ», 22. 11. 1979). Die Terrorhysterie hat die Polizisten an der Front voll erfasst. Die Gefahr ist enorm gross, dass prophylaktisch geschossen und erst im nachhinein geprüft wird, ob es sich um einen «Terroristen» oder einen unschuldigen Bürger handelt, der den Führerausweis «zücken» wollte.

Die «stille Grossfahndung»

Im Schatten des künstlich angeheizten Terrorfiebers bläst die Zürcher Polizei zur Grossfahndung. Die massive Präsenz des Terrorthemas in der Tagespresse suggeriert dem Volk das Gefühl der Unabdingbarkeit solcher Fahndungsaktionen. Den Fahndungsoperationen ist der nötige Rückhalt in der Bevölkerung sicher, die kritik- und gedankenlos die Fahndungsoptik der Polizei übernimmt. Rechtsstaatlich fragwürdigste Fahndungsstrategien erwecken in einer solchen Atmosphäre kaum mehr Anstoss und Widerstand.

Während einer einwöchigen, sogenannten «stillen Grossfahndung» werden 700 000 Wohnungen, eine Million Autonummern und zwei Millionen Personen überprüft («SI», 26. 11. 1979) – obwohl die Polizei davon ausgeht, dass Schweizer nicht direkt beteiligt sind. Bei zahlreichen, nichtsahnenden Bürgern greift die Polizei tief in die Persönlichkeitsrechte ein: In Dietikon (Kt. Zürich) erhält ein 20jähriger von der Polizei als Antwort auf die Frage, weshalb man sich bei seinem Arbeitgeber erkundigt habe, ob er regelmässig arbeite: die Polizei habe den Auftrag, im Rahmen der Fahndung nach den flüchtigen Bankräubern alle Neuzuzüger zwischen 20 und 30 Jahren zu überprüfen («TA», 5. 12. 1979). Der Arbeitgeber der Angestellten Eva Krämer erhält einen «Routineanruf» der Polizei, eine halbe Stunde nachdem sie am Freitag bei ihrer Bank Geld abgehoben hatte («SI», 26. 11. 1979).

Bislang hatten die staatlichen Verfolgungsorgane nur einschreiten dürfen, wenn ein «polizeilicher Verdacht» konkreten und begründeten Anlass zur Kontrolle bot. Das Terrorfieber dreht die Unschuldsvermutung um. Verdächtig ist eine ganze Generation in der Schweiz, alle hochdeutsch Sprechenden, alle Neuzuzüger, zahlreiche Bankkunden usw. («SI», 26. 11. 1979, und «TA», 5. 12. 1979).

Terrorszene in die Schweiz verpflanzt

Am Tag nach dem Anschlag weiss die «NZZ» zu berichten, dass einer der mutmasslichen Terroristen in Zürcher Dialekt gesagt haben soll: «Überfall! Geh weg!» (20. 11. 1979). Willkommener Anlass, am folgenden Tag zu titeln: *«Sympathisanten in der Schweiz?»* («NZZ», 21. 11. 1979). Ins gleiche Horn stösst die «SI»: *«Laut Polizei führen Schweizer Sympathisantenspuren nach Zürich und ins Tessin»* (26. 11. 1979). Und: *«Terroristen sammeln sich offenbar in der Schweiz zu neuen Attentaten»* («Spiegel» Nr. 48 vom 26. 11. 1979). Die Überschrift der «Weltwoche» legt noch einen Zacken zu: *«Terror-Drehscheibe Schweiz»* (28. 11. 1979).

Damit ist der Terror endgültig in die Schweiz verpflanzt. Die «Weltwoche» stilisiert Randgrüppchen wie «Rote Hilfe», «Rote Steine» oder «Rote Zora» zu einer Schweizer Terrorszene empor (28. 11. 1979). Alles, was «rot» sich nennt, wird dem «Sympathisantensumpf» zugerechnet. Der SVP-Pressedienst wähnt die Sympathisanten gar in den Reihen der SP, habe die SP doch erst kürzlich gegen die Verschärfung des Strafrechts opponiert («Volksrecht», 4. 12. 1979). Es braucht nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, dass, ähnlich wie seinerzeit im Herbst 1977 in Deutschland, die stille Grossfahndung als Vorwand benützt wird zu einer grossangelegten Informationsbeschaffungskampagne in der linken politischen Szene. Vermutlich ein Hamstern auf Vorrat, im Hinblick auf den zu schaffenden Polizeicomputer KIS, dem dann diese Daten später verfüttert werden können.

Dabei drängen sich bereits gegenüber dem Zürcher Dialekt, den einer der Terroristen gesprochen haben soll («Spiegel», 26. 11. 1979), wichtige Vorbehalte auf, die hätten abgeklärt werden sollen, ehe diese «Beobachtung» eines Zeugen als Faktum auf die abenteuerliche Medienreise geschickt wird: Hat sich der Zeuge in seiner Aufregung den Schweizer Dialekt eingebildet? Haben die mutmasslichen Terroristen eine falsche Fährte für die Zürcher Polizei legen wollen? Oder – was selbst dem «Spiegel» wahrscheinlich scheint – war möglicherweise eine Person aus dem süddeutschen Raum beteiligt (26. 11. 1979). Entscheidend aber letzten Endes, dass selbst die Polizei an eine Schweizer Beteiligung eigentlich nicht glaubt («SI», 26. 11. 1979).

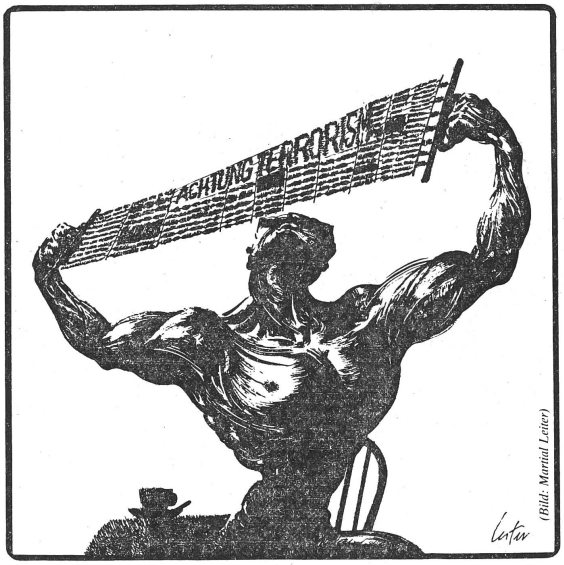
Inmitten allgemeiner Terrorhatz schweigen sich die Medien zu einem kritikheischenden Umstand aus: Der Terroranschlag war noch keinen Tag alt, da waren bereits «verschiedene Beamte des Bundeskriminalamts» (BKA) aus Wiesbaden «in Zürich eingetroffen» («NZZ», 21. 11. 1979). Angeblich sollen sie zwar nicht direkt ermitteln, sie sollen lediglich beratend zur Verfügung stehen («NZZ», 21. 11. 1979). Zwei Wochen später lässt sich nicht mehr verheimlichen, dass die Zürcher Polizei die kriminalistische Überzeugung, die Gewalttäter hätten sich vor dem Überfall einen Lebensbereich in Zürich geschaffen, von den ausländischen Polizeivögten übernommen hat («Blick», 8. 12. 1979). Die Theorie von der «Terrorszene Schweiz» und die damit verbundenen Fahndungsoperationen sind somit deutscher Import. Dennoch wird kein Wort der Kritik an dieser grenzüberschreitenden und souveränitätsverletzten Rechtshilfe laut.

Terror gegen den «kleinen Mann»?

Nebst diesem Einfluss polizeilicherseits auf die Medien ist sehr bald auch eine eigenständige Stimmungsmache bei der rechtsbürgerlich beherrschten Presse festzustellen. Dabei teilen sich Boulevardblätter und intellektuelle Kampfblätter in die Aufgaben. Der Boulevardpresse fällt in erster Linie zu, dem Mann von der Strasse den Terror als eine direkt gegen ihn gerichtete Bedrohung zu suggerieren.

«Das sind keine Politkämpfer. Sondern gewöhnliche Kriminelle» («Blick»,

Fortsetzung auf Seite 4



(Bild: Martial Leiter)

INSERAT

EUROTRAIN

Fahren im Zug.
Sparen im Zug.

- bis zu 50%
- bis 26 Jahre
- 280 Destinationen in 23 Ländern

Verlang den Sonderprospekt mit allen Preisen! Tel. 01/242 30 00

SSR-Reisen
Postfach, 8023 Zürich

Ist Chile schon vergessen?

Ganzseitiges Inserat der STR (Standard Telephon und Radio AG) in «das konzept» Nr. 10, 11, 12/79.

Tatsächlich! Im «konzept», der wahrscheinlich besten linken Zeitschrift, ein Inserat der ITT! Und das neben der Auslandseite, auf der Artikel über die BBC in Brasilien, über den Marxisten Nicos Poulantzas und über ein Buch zur Entwicklung in Vietnam in fetten Lettern übertitelt werden.

Ja, ist denn Chile 1973 schon vergessen? Sind denn die Zehntausende, die vom chilenischen Faschismus ermordet, deportiert, zum Verschwinden gebracht wurden – mit Hilfe von CIA und im «Auftrag» u. a. der ITT –, einfach eine historische Zahl, eine Quantité négligeable im welthistorischen Prozess? Habt ihr ein kurzes Gedächtnis, oder ist euch hier ein Irrtum passiert, der allerdings unverzeihlich ist?

Ein Inserat der «Standard Telephon – ein ITT-Unternehmen» ausgerechnet in einer Zeitung, die den Schweizer Konzernen an den Karren fährt und sich zur marxistisch orientierten Linken zählt? Ein grösserer Widerspruch erscheint nicht denkbar, es sei denn, er sei aus Zynismus geboren. Leute, falls ihr es nicht wisst (was ich nicht glauben kann) – hier lege ich euch ein paar Dokumente bei, die einwandfrei die Komplizität der ITT bei der Vorbereitung des Putsches in Chile beweisen. Sie stammen aus dem Buch «Betrifft Chile – Die ITT-Dokumente: US-Imperialismus in Lateinamerika», erschienen im FIVE-Verlag, Frankfurt, 1972 (!).

«Sprechen Sie einmal mit einem Ingenieur der STR über die Arbeit als Ingenieur bei der STR», heisst es im Inserat: Vielleicht sprecht ihr einmal mit einem dieser Herren, ob er etwas über die ITT-Beteiligung am Putsch in Chile weiss . . .

J. Weibel

Empörung

Erst jetzt komme ich dazu, meiner Empörung Ausdruck zu geben, dass sich «das konzept» dermassen erniedrigt und ein ganzseitiges Inserat der ITT-Filiale Standard Telephon und Radio AG aufnimmt. Sind denn Chile und die der ITT gewidmete Nummer des «konzepts» längst vergessen? Übt sich die Redaktion in Schizophrenie?

Ich erwarte gerne Ihre Stellungnahme.

Max Ruh, Schaffhausen

Die Verantwortung «unter dem Strich»

Betreffend die «Trumpf-Buur»-Inserate stellte Roman Brodmann die wohl auch hier angebrachte Frage, ob eine Zeitung jenseits des redaktionellen Strichs nicht auch noch eine Gesamtverantwortung für das bei ihr Gedruckte wahrzunehmen hat . . .

Dass mit dieser finanziellen Unterstützung (wohl der Meinungsvielfalt zuliebe?) durch diesen ITT-Ableger nicht die Aufgabe des «konzepts» in Frage gestellt wird! *P.Wildhof*

Anmerkung der Redaktion

Ein sauberes Inseratgeschäft

Wir haben Chile nicht vergessen (und damals ja ausführlich über ITT/Allende berichtet, Nr. 12/72 und 1/73). Und wir vergessen auch Vietnam, Iran, Äthiopien, Bolivien nicht. Wir informieren hartnäckig immer wieder über die Unterdrückung der Menschen in der dritten Welt und unter anderem anderswo. Diese Seiten werden auch mit dem Geld der ITT-Inserate oder anderer, auf den ersten Blick unverdächtigerer Werbeflächen produziert. Aber unabhängig von inhaltlichen Repressionen der Inserenten.

Widersprüchlich, gewiss. Aber wir können uns den moralisch einwandfreien Anspruch, nur «gute» Informationen von «Guten» zu bringen, nicht leisten. Und wir wollen es auch nicht. Wir versuchen ein Stück Realität abzubilden, möglichst auch Stellen, die sonst nie ans Licht kämen. Dabei schadet es nicht, die Sprache der Mächtigen kennenzulernen.«das konzept» ist keine Glaubenspostille, die ihre Leserschaft von verderbenden Einflüssen fernhält.

Der Betrag ist zu verwenden für:
WAS SOLLEN DIE ITT - INSERATE ?
☒ Normal-Abo bis Dez 80 (20.-)
○ Normal-Abo bis Dez 81 (40.-)
IST SCHON VERGESSEN, DASS: CHILE + ITT = + Allende ?
○ Unterstützungs-Abo Dez 80 (40.-)
○ Unterstützungs-Abo Dez 81 (80.-)
○ Solidaritäts-Beitrag Fr. .....

Rückseite eines Einzahlungsscheines *Beat von Scarpaletti*

Indochina – die Diskussion muss weitergehen

Indochina-Diskussion, in «das konzept» Nrn. 2, 3, 4, 5, 9 und 12/79.

Dem «konzept» ist das Verdienst anzurechnen, die innerlinke Diskussion um das überwichtige Thema Indochina eröffnet und mit regelmässigen Beiträgen zu diesem Thema angeregt zu haben. Doch das, was diese Debatte doch wohl eigentlich bezwecken wollte, nämlich der Linken in dieser Frage wieder festen Boden unter die Füsse zu geben, wurde bis jetzt nicht erreicht. Auch die Einheitsveranstaltung vom 1. November [1] letzten Jahres konnte die Einheit kaum vertiefen. Im Gegenteil musste man mit Erschrecken feststellen, dass ein Teil derer, die den Vietnamkrieg damals bestimmt nicht nur in den 20-Uhr-Nachrichten verfolgt haben, heute offenbar an Gedächtnisschwund krankt und vor lauter «Sozialimperialismus» nicht mehr erkennt, wer die ganze Suppe in Südostasien eingebrockt hat, nämlich die USA. Einzig der Vertreter der RML wies auf den imperialistischen Zerstörungskrieg als Ursache der heutigen Krise in jenem Teil der Welt hin.

Nur so ist es möglich, dass sich das Bürgertum heute, allen voran der Hauptschuldige am ganzen Elend – der US-Imperialismus –, zum Verteidiger des vietnamischen und kambodschanischen Volkes aufschwingen kann. Ist der Falke zur Taube geworden, der Massenmörder zur fürsorglichen Ziehmutter, deren humanitäre Hilfeleistungen wir beklatschen müssen? Die Linke muss energisch für massive Hilfelieferungen nach Kambodscha und auch an die nach Thailand geflüchteten Kambodschaner eintreten, soviel ist klar. Doch wir dürfen hier nicht vergessen, dass jede Flüchtlingshilfe auch Flüchtlingspolitik ist und somit Mittel zur Duchsetzung bestimmter Interessen. Für den Westen heisst das Ziel heute: Diskreditierung und Zurückdrängen der indochinesischen Revolution, um im Fernen Osten wieder verstärkt Fuss fassen zu können. Zu diesem Zweck wird plötzlich auf Bündnispartner zurückgegriffen, deren barbarische Ausrottungspolitik man bisher immer anprangerte (wohl weil unter einer roten Tarnkappe durchgeführt).

Der gesamte Westen [2] hält heute die gestürzten Roten Khmer als rechtmässige Vertreter Kambodschas auf dem Uno-Stuhl. Der Westen versorgt heute mit seiner hochgepriesenen Flüchtlingshilfe über die thailändisch-kambodschanische Grenze weniger die hungernde Zivilbevölkerung als die Soldaten der Roten Khmer und der halbfaschistischen Khmer Serai. Die massiven Waffenlieferungen der USA, die offiziell an die thailändische Armee gehen, landen unversehens in den Händen der Pol-Pot-Truppen. Die westliche Propaganda bezichtigt die Regierung Heng Samrin der Aushungerungspolitik. Sie beschuldigt die vietnamischen Truppen in Kambodscha, den Grossteil der Nahrungshilfe abzufangen und selber zu verbrauchen. Sie behauptet, die Regierung in Phnom Penh würde die Verteilung von Hilfsgütern verzögern. Tatsache ist aber, dass das Rote Kreuz und Unicef den Grossteil ihrer Hilfslieferungen der Kontrolle des korrupten thailändischen Militärregimes überlassen. Die Hilfe, die direkt an Phnom Penh geht, unterstellen sie indessen allen möglichen bürokratischen Kontrollmassnahmen. Die 93 Prozent der kambodschanischen Bevölkerung unter Kontrolle der Regierung Heng Samrin erhalten dadurch nur einen Bruchteil der Hilfsgüter. Das Rote Kreuz geht in seiner Einseitigkeit sogar so weit, Vertreter der Regierung in Phnom Penh von internationalen Versammlungen über die Nahrungskrise in Kambodscha auszuschliessen. Wer betreibt hier wirklich «Aushungerungspolitik»?

Es liegt keinerlei Beweis dafür vor, dass die vietnamischen Truppen sich Hilfsgüter angeeignet haben. Im Gegenteil hat die vietnamische Regierung selber 120 000 Tonnen an Lebensmitteln, 10 000 Tonnen Saatgut sowie Medikamente geliefert, trotz der prekären Versorgungslage im eigenen Land. Die Behauptung, Phnom Penh würde die Verteilung der Hilfsgüter verzögern, musste mittlerweile wieder zurückgenommen werden.

Die bürgerliche Propaganda glaubt heute, den Regierungen von Vietnam und Kambodscha die Hungerkatastrophe in die Schuhe schieben zu können. Mit keinem Wort werden die mörderischen Flächenbombardements Kambodschas durch die USA in den Jahren 1970-75 erwähnt. Mit keinem Wort wird darauf hingewiesen, dass die Roten Khmer auf ihrem Rückzug sämtliche Reisfelder abgebrannt, vermint und somit den neuerlichen Reisanbau erschwert haben. Hier sind die wahren Schuldigen zu suchen!

All dies, die indirekte Unterstützung der Roten Khmer durch den Westen, die Lügenkampagne gegen die Regierung Heng Samrin und Vietnams, sollte uns hellhörig machen. Auch wenn wir die vietnamische Bürokratie politisch nicht unterstützen, müssen wir uns bewusst sein, dass sie heute noch in erster Linie gegen den Imperialismus kämpft. Hierin müssen wir das vietnamische Volk weiterhin unterstützen. Dass sich die USA militärisch aus Vietnam zurückgezogen haben, heisst noch lange nicht, dass sie es unterlassen, die vietnamische Revolution auf Schleichwegen zurückzudrängen. Mehr als das: Wenn Jimmy Carter heute verkündet, die Amerikaner hätten den «Vietnamkomplex» überwunden, ist das mehr als wörtlich zu nehmen. Die neue, 150 000 Mann starke imperialistische Eingreiftruppe wird wohl kaum nur Däumchen drehen!

Wolfgang Tesch, Zürich

[1] Podiumsdiskussion «Krisenherd Südostasien» in Zürich mit Teilnahme von Vertretern der POCH, RML, KPS und SKO (beide nach Maos Theorien orientiert).

[2] Schweden muss davon ausgenommen werden; die Red.

echo

AUFGEL-ESEN

Acht Jahre «das konzept»

Besten Dank für die Blumen

Von allen Seiten wird uns in diesen Tagen zu unserem Jubiläum gratuliert. Ehrlich: So viel Lob haben wir nicht verdient. Eine Zeitung hat unsere Verdienste um eine kritische Publizistik seit je besonders aufmerksam gewürdigt. Danke, olle Tante!

«. . . extrem klassenkämpferische Töne und Polemik und . . . im Sinne eines demokratischen Sozialismus engagierte Kritik: beides ist im Spektrum dieser ‹linken› Zeitung durchaus vorhanden . . ., hat zweifellos . . . oft hart, arrogant und zuweilen mit DOGMATISCHER EINSEITIGKEIT provoziert – und wer wollte aber von einer studentischen Zeitung verlangen, sie müsse sich *leisetreterisch* und *konformistisch* gebärden?» (11. 6. 1972)

ℜ3 3

«Progressivität und Nonkonformismus sollten ein publizistisches Arbeitsfeld eröffnen und eine vermeintliche Marktlücke schliessen.» (7. 8. 1973)

ℜ3 3

«. . . ziemlich profilierte politisch-journalistische Linie . . leidet die Zeitung in jüngster Zeit wohl nicht zuletzt wegen ihrer politischen Stellung an einem starken Rückgang der Annoncen . . . professionelle Amateurredaktion . . . beträchtliches Know-how . . . heutige EINSEITIGKEIT . . .» (19. 1. 1976)

ℜ3 3

«Das Gesicht der seit ihrer Gründung *umstrittenen* Zeitung ist nicht das eines Diskussionsforums . . . BEWUSSTE EINSEITIGKEIT der redaktionellen Linie . . . MISSLICHE EINSEITIGKEIT . . .» (20. 1. 1976)

ℜ3 3

«Politisch mehr als deutlich gefärbte Zeitung . . .» (7. 8. 1976)

«. . . keineswegs immer *originelle Einseitigkeit* der studentischen Presse, deren Redaktoren eigenmächtig an ihrem Profil arbeiten . . .» (25. 4. 1978)

ℜ3 3

«. . . ‹Mai-Zitig› . . . ‹konzept› mit der Redaktion des seit 1947 von kommunistischen Kräften inspirierten ‹Zeitdienst› zusammengetan . . . ‹konzept›-Redaktoren hier ihre politisch-geistigen Verwandten gefunden haben . . .» (29. 5. 1978)

ℜ3 3

«. . . linke Studentenzeitung ‹konzept› . . . nur auf 3500 Abonnenten gestützt . . . (18. 12. 1979)

Das «konzept»-Kurzinterview des Monats

Hier haben unsere Zeitgenossen aus Feld und Wald, die Dunkelmänner und Mattscheibenleuchten das Wort frei.

Schnippisch, unklar und etwas umgebogen

Heute mit Beat Curti, dem neuen Besitzer des «Beobachters», Generaldirektor und Verwaltungsratsdelegierter der Jean-Frey-Verlagsgruppe und mit dabei im Familienunternehmen Hofer & Curti, das sich im Lebensmittelhandel hochgemausert hat.

dk: Herr Curti, der «Beobachter» ist eine vielgelesene Zeitung . . .

Curti: Ja, der «Beobachter» geht weg wie frische Weggli. Und da ich auf diesem Gebiet doch einige Verkaufserfahrung habe, habe ich mich auf diesen verantwortungsvollen Posten geholt.

dk: Und wie würden Sie die redaktionelle Linie der Zukunft umschreiben?

Curti: Sehr einfach: Das tägliche Brot darf einem nicht Wurst sein. Schliesslich sind wir doch ein Land, wo genug Milch und Honig für alle fliesst. Unsere erste Devise muss lauten: Weg mit den faulen Eiern!

dk: Man munkelt, die bisher angriffige Berichterstattung des «Beobachters» könnte durch den Besitzerwechsel gefährdet sein . . .

Curti: Ja, ja, die Vorwürfe gehen auf keine Kuhhaut. Ich aber sage Ihnen: Der «Beobachter» ist nach wie vor ein gefundenes Fressen für alle, die da hungern nach ein bisschen Gerechtigkeit. Nur keinen neuen Wein in alte Schläuche. Der «Beobachter» bleibt frey.

Zwei Lehrer pro Klasse

«Genug Lehrer für bessere Schulen» in «das konzept» Nr. 12/79

Es erstaunt mich, dass Jürgmeier in seinem Artikel auf die nächstliegende, weil eben realisierbare Lösung für bessere Schulen, die *Doppelbesetzung von Lehrstellen,* gar nicht eingeht.

Die Doppelbesetzung von Lehrstellen bringt nämlich gegenüber dem VPOD-Postulat «5 Lehrer für vier Klassen» einige, wesentliche Vorteile:

– weniger Belastung für die einzelnen Lehrer, da sich nicht 5, sondern nur 2 Lehrer absprechen müssen

– die Kompetenzen sind klar geregelt, auf der Unterstufe betreut jeder eine halbe Klasse (es kann gemeinsam vorbereitet werden!), auf der Oberstufe können die Fächer nach Neigungen aufgeteilt werden.

Bis jetzt ist die Doppelbesetzung von Lehrstellen nur für Junglehrer bis zwei Jahre nach der Patentierung möglich, dies kann sich jedoch bald ändern, nämlich wenn auch der VPOD realisierbare Lösungen für die *ganze* Lehrerschaft unterstützt. Es soll dabei nicht vergessen werden, dass ein Lehrer, welcher ein halbes Pensum hat, besser Schule geben kann und erst noch Zeit und Energie hat, sich politisch zu betätigen.

F. Brasi

Die Militärs greifen nach der Schule

«Lehrer, vorwärts, marsch!», hrsg. von den vier Alternativmedien «tell», «Virus», «Tout Va Bien», «Le rebrousse-poil», broschiert, 71 S., 5 Fr. (auf: PC 80–33380, «tell», Zürich, Vermerk: «aktuell 1»)

Unter dem Motto *«‹Vertraulich› ist gut, selber lesen ist besser»* haben die vier Alternativblätter ein bisher unter Verschluss gehaltenes Dokument über die Pläne der Militärs an den schweizerischen Schulen eine Art *«Wehrkunde*

das konzept Buchkritik

deunterricht» einzuführen, enthüllt. Die Broschüre macht der Öffentlichkeit den vollen Wortlaut des Berichts der Kommission *Jugend und Landesverteidigung* zugänglich.

Da räsonnieren die Militärs:

«Es ist allgemein bekannt, dass das Verhältnis der Jugend zur Armee anders geworden ist. Die Armee als Instrument zur Wahrung der Unabhängigkeit und zur Friedenssicherung wird heute von der jungen Generation stark in Zweifel gezogen. (. . .) Die Jugend ist von kritischer Skepsis erfüllt und nicht mehr ohne weiteres bereit, Einrichtungen und Autoritäten nur darum anzuerkennen, weil sie schon immer bestanden haben. Die bei den Jugendlichen verbreitete Skepsis gegenüber der Armee sei (nach Ansicht der Militärs) unter anderem in folgenden Gründen zu suchen:

«Konsumdenken und Wohlstandsgesellschaft/ Verwöhnung in allen Lebensbereichen/Infragestellung der Autorität/Ablehnung der Disziplin/Reduzierung des für den Jugendlichen typischen Leistungswillens auf Zielsetzungen, die sachlich begründbar sind/Entfremdung vom Staat und von seinen Institutionen/Die immer wieder gestellte Frage Jugendlicher: Wieso müssen Freiheit und Demokratie verteidigt werden/Oder die noch tiefer gehende Frage: Ist unsere Gesellschaft verteidigungswert und -würdig?/Verunsicherung durch die Vielzahl von Anschauungen und Ideologien – Richtungslosigkeit! Mangelnde Einsicht in die Möglichkeiten von Bedrohungen/Armee wird als Zwangsapparat empfunden/Bedenken gegen eine Armee, die in besonderen Fällen auch gegen das eigene Volk eingesetzt werden könnte.» Usw. Um den Wehrwillen der Jugend wieder zu stählen, hat eine sorgfältig ausgesuchte Kommission Anträge formuliert, nach denen Sofortmassnahmen des Bundes, der Kantone und weiterer Organisationen einzuteilen sind, die da heissen:

«Der Bund, gestützt auf Artikel 15 der Verordnung über die Ausbildung im Bereich der Gesamtverteidigung (vom 18. Dezember 1974), baut ein Informationssystem auf, stellt Hilfsmittel für den Unterricht (zum Beispiel Unterrichtsreihe ‹Sicherheit, Bedrohung, Verteidigung› von J. Weiss, Informationsschriften, audiovisuelle Mittel usw.) zur Verfügung, vermittelt Referenten für Lehrerfortbildungskurse.

Die Kantone organisieren Lehrerfortbildungskurse, nehmen das Thema ‹Sicherheitspolitik› in die Lehrpläne auf, schaffen diesbezügliche Lehrmittel.

Regionale und/oder lokale Organisationen bemühen sich um die Aktualisierung des Stoffes mittels Besichtigungen, Konferenzen und Vorträgen. Publikationen.

Auf allen Stufen ist die Lehrerschaft zur Mitarbeit bei der Fortbildung der Lehrer heranzuziehen.»

Die hier zitierten Dokumentpassagen können die Brisanz des Berichts nur schlecht wiedergeben; das Studium der Broschüre lohnt sich daher auf jeden Fall.

Unser Briefkasten für Ahnungslose

Lieber Onkel Adolar!

Ja, mein lieber *E. M.* in *D.*, Sie treffen mit Ihrer Vermutung, der Schweizer Spion habe sich für seine Österreich-Operation einen Decknamen zugelegt, mitten ins Feldgraue. Wie aus zuverlässiger Quelle verlautet, ist «Schilling» früher als «Italo Lire», «Dieter Mark», «François Franc» und «Pound Sterling» unter- bzw. aufgetaucht. Was den Auftraggeber von Schilling alias Lire alias Mark alias Franc alias Sterling, Oberst Bachmann, im Eidgenössischen Verteidigungsministerium betrifft: Er, der vor zehn Jahren im «Zivilverteidigungsbüchlein» gedichtet hat: «Friede: Liebe zur Heimat/Freiheit und Toleranz/Sinn und Wert unserer Ordnung/Ideal und Wirklichkeit/bereit sein!», soll in der helvetischen CIA-Zentrale an der Berner Jubiläumsstrasse besser bekannt gewesen sein unter dem Namen Colonel («The Riverman») «Dollar Rot».

*

Ja, liebe Frau *S. I.* in *K.*, ich muss immer wieder staunen, wie kopfscheu doch meine lieben Zeitgenossinnen und -genossen auch vor den einfachsten Denkoperationen sind. Die Sache ist so einfach: Mit der den AKW-Gegnern geklauten «lachenden Sonne» wollten doch die Atomstrategen einzig und allein ihren selbstgewählten Bildungsauftrag erfüllen. Weiss Gott, wenn er's weiss, mit aller Berechtigung wollten uns die Atomfritzen beibringen: «Mach ein lachendes Gesicht, auch wenn die Welt verseucht!» – Es ist natürlich eine Zumutung und eine regelrechte Staatsaufblähung, wenn die Atomliebhaber nun für ihre Langzeit-Bildungsbemühungen auch noch (gerichtlich) zur Kasse gebeten werden: 2000 Franken müssen sie hinblättern, mühsam zusammengetragene, ersparte. Das wissen Sie ja wohl schon: Die Atomgegner verstecken hinter ihrem «lachenden Sonnengesicht» nur ihre Fratze der Zerstörung, darum sollen sie auch ihre Anwaltskosten selber hinblättern. Schauen Sie ruhig mal hinter die «lachende Sonne», (Bestellformulare beim EID, Postfach, 4143 Dornach 2).

das konzept

Redaktion: Bruno Baeriswyl, Ruedi Balmer (Bern), Marianne Fehr, Fredi Hänni (Bern), George Hodel, Ruedi Küng, Liselotte Suter, Daniel Wiener (Basel) Redaktion und Administration: Weinbergstrasse 31, CH-8006 Zürich, Schweiz. Telefon ✆ (01) 47 75 30, PC-Konto 80-37626.

Redaktionsstelle Bern: Postfach 1351, CH-3001 Bern, Tel. (031) 25 88 05

Redaktionsstelle Basel: Postfach D. Wiener, CH-4001 Basel, Tel. (061) 22 41 41

Nachdruck nach vorheriger Absprache mit der Redaktion und mit Quellenangabe gestattet. Für unverlangt zugesandte Unterlagen kann keine Verantwortung übernommen werden.

Herausgeber: Verein «das konzept» (Mitglieder: Verband der Studierenden an der ETHZ, Verband Studierender an der Uni Zürich).

Erscheinungsweise: Monatlich an allen Hochschulen, Techniken, Lehrerseminaren, Musikkonservatorien, Höheren Wirtschafts- und Verwaltungsschulen und Schulen für Sozialarbeit der deutschen Schweiz sowie am Kiosk. Auflage 32 000.

Abonnemente: pro Jahr 20 Fr. (Ausl. 26 Fr.), PC-Konto 80-37626

Inserate: Inseratenverwaltung «das konzept», Weinbergstrasse 31, CH-8006 Zürich.
Tel. ✆ (01) 47 75 30, PC-Konto 80-36651
1-sp-mm-Zeile (27 mm) –.68 Fr.

Gültiger Tarif Nr. 81

Druck und Versand: Tages-Anzeiger, Zürich

Redaktionsschluss: Nr. 2/80: 28. 1. 80
Inseratenschluss: Nr. 2/80: 1. 2. 80

INSERAT

Anwaltskollektiv Zürich

sucht

Anwalt / Anwältin

Tel. 01 - 241 24 33

Über den schwierigen Umgang mit dem anderen Geschlecht

Die teuflische Ungleichheit

*Von Peggy Parnass**

Eigentlich dachte ich, dass Frausein für mich nie ein Nachteil war. Dass alle Schwierigkeiten, die ich hatte und habe, sozialer Natur sind und jeden ähnlich gelagerten Mann genauso treffen würden.

Ich bin in Schweden aufgewachsen und habe mich Männern weiss Gott nie unterlegen gefühlt. Das betonte ich auch gerne. Bis mir einfiel, dass ich die Gleichstellung als Halbwüchsige nur dadurch erreichte, dass ich mich selber wie ein Junge aufführte und mich von den Mädchen distanzierte. Was ich hatte, war also auch in Schweden nicht selbstverständlich. Es waren ergaunerte Vorrechte. Nur dass es den üblichen Mädchentricks entgegenlief, da ich, anstatt meine Weiblichkeit auszuspielen, alles tat, um sie zu verdecken.

Auch dass ich von einem Jungen schwanger wurde, änderte nichts. Für mich war es selbstverständlich, dass nur ich die Verantwortung zu tragen hatte. Selbstverständlich seine Eltern nichts wissen zu lassen, damit er keine Schwierigkeiten kriegte.

Ich selbst hatte ja keine Familie, die mir hätte Schwierigkeiten machen können. Eigentlich hätte ich auch meine Liebhaber immer gern ernährt, damit sie sich auf die Liebe konzentrieren konnten. Leider ging das nicht. Die hatten meistens Geld und ich keins. Da war ich wenigstens stolz darauf, dass kein Mann mich auch nur einen Tag ernährte. Blöde Einstellung. Inzwischen finde ich, wer hat, soll geben. Obwohl sich meine Einstellung geändert hat, hat sich an meiner Art zu leben noch nichts geändert. Krieg' trotzdem keinen Klunker.

Hielt mich immer für besonders bescheiden. Eben weil ich kein Geld wollte, keinen Schmuck, kein Haus, keine Ehe. Bis mir aufging, wie besonders anspruchsvoll ich immer gewesen bin. Ich verlangte und verlange in aller Bescheidenheit alles: Liebe!

«. . . wie wenig frei ich von Zwängen bin»

Plötzlich geht mir auch auf, dass ich, seitdem ich in Deutschland lebe, ganz unmerklich eine Wandlung durchgemacht habe. Die Selbstverständlichkeit, mit der ich früher Männern begegnete, hat nachgelassen. Eigene Erfahrungen und Beobachtungen haben mich verunsichert. Will man hier erfreulich vögeln, muss man sich klein machen.

Frauen blühen auf, fühlen sich aufgewertet, wenn sie mit einem überlegenen Mann zusammen sind. Männer werden immer noch impotent in der Nähe einer starken Frau. Finden es zwar fabelhaft, wenn 'ne Frau was leistet, aber bitte nicht die eigene. D. h., damit wir uns nicht missverstehen: ackern soll sie, sie darf nur keinen Erfolg haben.

Frauen, die aufgrund ihres Hirns Potenzängste auslösen, merken oft erst da, wo sie total anonym auftreten, dass sie als Weib Gier in Gang setzen.

*** Zur Person**

«Volljüdin. Linke. Schwedin. Vater war Pole. Mutter ein Schuss Portugiesin. Bruder ist Engländer. Bin überall zu Hause. Bin nirgends zu Hause. Akzeptiere keine Grenzen. Auch nicht meine eigenen. Übe alle Berufe aus, die mit Sprache zu tun haben. Zurzeit bin ich am liebsten Schauspieler, Gerichtsreporter und Kolumnist.

Mich bewegt, nein – schüttelt das Leben ständig. Höre nie auf, zu staunen und hungrig auf Menschen zu sein. Bewege automatisch andere, indem ich das bei mir ausgelöste Geröttele weiterreiche. Wechselwirkung nennt man das wohl.»

Die bekannte «Konkret»-Kolumnistin und «TAZ»-Mitarbeiterin wurde für ihre sozialkritischen Gerichtsreportagen mit dem Joseph-Drexel-Preis ausgezeichnet. Ihre Reportagen sind unter dem Titel «Prozesse 1970–1978» beim Verlag Zweitausendundeins herausgekommen. Das Buch (636 Seiten) kostet 22 Fr. und ist bei Pinkus Genossenschaftsbuchhandlung, Zürich, erhältlich.

Ich hab' schon vor Jahren Frauen geraten, zu Fremden zu greifen, statt platonisch den sich verpissenden Männern triefäugig hinterherzujammern. «Wenn sich Männer wie Grauschleier über ihre Frauen legen, lass die schwarzen Weissmacher kommen.» Ein Rat, der nur gut ist, wenn man die Fremden nicht zu nahe ranlässt. Denn auch Spanier, Türken, Griechen, Mexikaner, Chilenen, Neger und Chinesen wissen ja, was sie als Männer wert sind.

Mir scheint es gehupft wie gesprungen – egal ob man sich mit 'nem 19jährigen ins Bett legt, der eigentlich weinen müsste vor Glück, dass er überhaupt mal darf und dass er vielleicht sogar nochmal angerufen wird nach seinen Kläglichkeiten im Bett, oder mit einem um Dreissig, der sich noch mehr freuen sollte, dass er, eigentlich schon gesetzt, stagniert, abgehaltert, nochmals reingerissen wird in eine kleine Leidenschaft – immer halten sich Männer für die Spender.

«Die Selbstverständlichkeit, mit der ich früher Männern begegnete, hat nachgelassen»

Nach wie vor heisst es, dass eine Frau, die einen Mann anruft, weil sie ihn sprechen, hören, sehen will, ihm hinterherrennt. Ruft ein Mann zweimal am Tag an, erzählt sie's glücklich weiter. Wie sollen Frauen auch reagieren, wenn sie durch die Medien planmässig zu Idiotinnen gemacht werden? Der Rat für Verlassene, der alles über diese Gesellschaft aussagt, lautet doch: Um einen Mann zurückzuerobern, um ihn zu fesseln, nichts Neues *in* den Kopf, sondern *auf* den Kopf.

Wenn eine Frau hier sagt: «Das muss ich doch nicht mitmachen, leckt mich doch am Arsch», wird sie so behandelt, dass sie sich zähneknirschend beugt oder solo bleibt.

Ich weiss nicht, warum Frauen so wild darauf sind, dass ausgerechnet der Mann, den sie schon seit Jahren satt haben, nochmals hinfasst. Es ist nicht immer die Treue, die missachtete Frauen keusch sein lässt, sondern, da sie sich mit den abgestumpften Augen ihrer Männer sehen, oft die Angst, sich vor einem Fremden auszuziehen. Die Angst, auf einen Neuen so uninteressant, wenn nicht sogar abstossend zu wirken, wie auf den eigenen. Dem Vergleich mit den Pin-ups an den Kiosken nicht gewachsen zu sein.

Leider keine grundlose Angst, da die Natur so ungerecht ist wie die Gesellschaft. Zwei erleben gemeinsam, zwei gehen auseinander, nur einer ist optisch verändert. Immer nur der Frauenkörper ist versaut. Sie kann nie mehr in einer neuen Beziehung neu spielen, weil die Narben, Hängefleisch, Apfelsinenhaut wie Fingerabdrücke der Vorgänger sind. Den psychischen Knacks der Männer haben sie obendrein.

«Männer werden immer noch impotent in der Nähe einer starken Frau»

Nicht nur die Armen trifft es. Auch reiche Frauen sind gelackmeiert, wenn Fräulein Spitzbrust ankommt. Sie empfinden das Geld ihrer Männer sicher nicht als Entschädigung. Verlorene Selbstachtung kann nicht bezahlt werden.

Das ist ein Phänomen, das von rechts nach links durchgeht. Links ist man bloss nicht darauf gefasst, weil da die Köpfe und Sprüche besser sind.

Ich weiss auch nicht, wie ich Leute davon überzeugen soll, dass wabbeliges Fleisch so toll ist wie knackiges – man kann nur hoffen, dass man auf einen Lüstling trifft, der Hängebrüste liebt wie verrückt.

Während das plissierte Gesicht eines Mannes Jubel und Verlangen auslöst, zählt man bei Frauen die Jahresringe. Der Witz ist, dass die Kurzzeitüberlegenheit der jungen Mädchen ihnen einen Dreck nützt, weil sie sich meistens ihrer Schönheit gar nicht bewusst sind. Auch sie sehen nur ihre Mängel.

Ernsthaft ändern wird sich erst was, wenn wir der Werbung den totalen Kampf ansagen. Wenn nicht mehr Fleisch mit Fleisch, sondern Mensch mit Mensch verglichen wird.

Noch eine Satanei der Ungleichheit ist, was ich jetzt bei vielen Freundinnen und Kolleginnen so Mitte Dreissig mitkriege: die Angst, dass es zu spät wird, ein Kind zu kriegen. Die Sehnsucht danach. Und der Zeitdruck. Wollen sie den letztmöglichen Gebärtermin nicht verpassen. Schon wieder 'ne Angelegenheit, die Männer mit sehr viel mehr Musse angehen können.

Andere Dinge sind wohl weniger gottgewollt: Es soll Männer geben, die sich statt vor der Umarmung erst nach der Umarmung waschen. Allein bei der Vorstellung so eines Ausmasses an Missachtung der Frau und der Liebe gegenüber wird mir schlecht.

So wie Männer schon immer wehleidiger waren als wir, wenn sie kränkelten, kommen sie natürlich auch aus dem Greinen nicht raus, wenn sie mal einen vor den Latz kriegen. Trotzdem reib' ich mir nicht die Hände, wenn ein Männerauge nass wird. Sondern hoffe nur, dass das Ding am eigenen Leib ihm beibringt, sich humaner zu verhalten. Obwohl ich gleichzeitig weiss, dass das Quatsch ist. Weil Druck Druck erzeugt. Leider nicht den angebrachten Gegendruck, sondern weitergeleiteten. Sie wie unser Misstrauen auch manchmal Unschuldige trifft.

Für mich ist das totale Missverständnis einer Emanzipation: die Umkehrung, andere bis aufs Blut zu piesacken ist keine Lösung. Dass Frauen von Haus aus anständiger, sozialer, solidarischer sind, ist ein Gerücht. Seit den Erfahrungen der letzten Jahre, in denen eine Handvoll Frauen es geschafft hat, erhoffte und erwünschte Führungsrollen zu übernehmen, leider widerlegt. So wie Frauen sich schon immer in bezug auf Sex gegenseitig in die Pfanne gehauen haben, tun sie's jetzt, wo Karriere im Spiel ist. Es sieht so aus, als ob Unternehmer sein an sich den Charakter deformiert und gute Vorsätze vergessen lässt.

Was lehrt uns die Geschichte? Da muss sich was ändern, lehrt sie uns. Gleichberechtigung der Frau ist nur möglich, wenn Menschen überhaupt gleichberechtigt sind. Eine Erkenntnis, die in Ost und West noch aussteht.

Berufliche Gleichstellung? Wenn ich lese, dass Musterprozesse geführt werden müssen, damit Frauen für gleiche Leistung gleich entlöhnt werden, dass dazu auch noch Mut gehört – im 20. Jahrhundert, im Zeitalter der Gewerkschaften und vorhandener Gesetze, die nur nicht angewandt werden –, krieg' ich vor Staunen den Mund nicht mehr zu.

Ich halte offensichtlich immer wieder Dinge für selbstverständlich, nur weil sie selbstverständlich sein müssten. Das ist übrigens auch ein Rezept, um durchzukommen. Weil vieles nur nicht akzeptiert wird, wenn man um seine Rechte bittet, statt sie sich zu nehmen.

«Verlorene Selbstachtung kann nicht bezahlt werden»

Dadurch, dass ich diese Kolumne schreibe, ist mir erst aufgegangen, wie wenig frei ich von Zwängen bin. Mir geht es hier nur so gut, weil ich den Trick, den ich in Schweden als halbes Kind angewandt habe, auch als Erwachsene wieder anwende. Bewege mich mit Männern wie ein Mann. Bin aber beruflich und privat immer häufiger und gerne mit Frauen zusammen. Hab' nicht die leichten Erfolge, aber stabilere. Weil Kollegen mit mir keine sexuellen Peinlichkeiten haben. Nur beruflichen Attacken ausgesetzt sind, die nicht als verkappte Eifersuchtsausbrüche missverstanden werden können.

Meine ökonomischen Schwierigkeiten hab' ich nicht, weil ich 'ne Frau bin, sondern weil ich ein Idiot bin. Und weil mir im Endeffekt meine Arbeit immer wichtiger ist als das Geld, das ich dafür kriege. Vielleicht bin ich ja doch kein Idiot.

Um ein Rezept anzubieten, weiss ich zu wenig über wirtschaftliche Zusammenhänge und zu viel über Menschen. Als Chance für uns sehe ich nur, uns gegenseitig auf allen Gebieten zu unterstützen und aufzubauen. Solidarität!

Wenn wir Frauen uns Freude, Frauen, Männer, Jobs und Selbstvertrauen zuspielen würden, statt einander Lebenswichtiges aus der Hand zu schlagen, wären wir ein gutes Stück weiter. Da ist Platz für uns alle. Alles eine Frage der Umverteilung!

Dann können wir auch wieder Männer unterstützen. Aber nicht mehr aus der Position der Unterlegenheit heraus. Unterlegenheit? Dass ich nicht lache! So unterlegen wie der Unterste in der Akrobatenpyramide! ●

(Aus: Das Sex-Buch)

Sex und Politik zu Beginn der 80er Jahre

An der Sexfront nichts Neues

Im letzten Herbst erschien «Das Sex-Buch»*, ein neues Aufklärungsbuch aus der Feder von Günter Amendt, dem Autor der «Sexfront», des langjährigen Bestsellers auf dem gleichen Gebiet. Bereits wenige Monate nach Erscheinen zeichnet sich wiederum ein grosser Verkaufserfolg der neuen Sexfibel ab: Ein solches Buch scheint immer noch – oder mehr denn je? – bitter nötig zu sein. «das konzept» sprach mit dem Autor über die heutige Lage an der Sexfront.

«das konzept»: «Das Sex-Buch» sei – so behauptet zumindest der Verlagsprospekt – vor einer «neuen sexualpolitischen Situation» entstanden. Inwieweit hat sie sich denn verändert?

Günter Amendt: Die Aussage bezieht sich auf den Zeitraum der letzten zehn Jahre, und die Betonung liegt auf *politisch.* Damals gab es eine Sexualkampagne der antiautoritären Schüler- und Studentenbewegung. Eine ihrer Auswirkungen waren Sexualrichtlinien für die Schulen und eine entsprechende Flut pädagogischer Literatur. Es sah so aus, als hätten die Generationen der Nachwachsenden die Chance, bereits in der Schule jene Sexualinformationen zu erhalten, die für ihre Entwicklung unerlässlich sind.

Das Gespräch mit Günter Amendt führte Werner Scheurer

In der Schule kaum Sex-Aufklärung

Doch dann kam das, was man bei uns die «Tendenzwende» nennt: erst Stillstand, dann Rücknahme und im Augenblick reaktionäre Gegenaufklärung. Man kann geradezu studieren, wie eng die sexualpolitische Entwicklung an die allgemeine politische Entwicklung gekoppelt ist.

Im schulischen Bereich passiert praktisch nichts. Versuche, ausserschulische Sexualerziehung zu betreiben, werden behindert, hintertrieben und teilweise verboten. Ich nenne nur die Schwierigkeiten, die ich mit meinem Buch «Sexfront» hatte, die die Theatergruppe «Rote Grütze» mit ihren hervorragenden Sexualaufklärungsstücken hatte. Man könnte eine Liste aufstellen mit Zensurmassnahmen und Zensurversuchen im sexualpädagogischen Bereich.

Du gibst ein Gesamtbild der Gesellschaft – wie sieht die Entwicklung in einzelnen Bereichen aus, beispielsweise in der Kirche?

Wenn man von *der* Kirche spricht, begibt man sich bereits in den Sog des christlich-abendländischen Kulturimperialismus. Du fragst wohl nach dem transvestitischen Flügel der christlichen Religion, nach denen, die ihre Kulthandlungen in bunten Fummeln veranstalten: der römisch-katholischen Kirche.

Bekanntlich hat die heilige Inquisition wieder zugeschlagen und den Theologen Küng mit einem Lehrverbot belegt. Unter der Regentschaft des polnischen Papstes wird fortgesetzt, was mit Paul dem Soundsovielten begonnen hat: Die Päpste warnen vor der *«Sünde der Selbstbefriedigung»,* sie verurteilen den *«vorehelichen Geschlechtsverkehr»* und verdammen die *Homosexualität.*

Doch die Wichser werden weiter wichsen, die Schwulen weiter schwulen und die Ehebrecher weiter brechen . . . Warum also wirft der Papst seine Autorität in die Waagschale, obwohl er und sein Braintrust wissen müssten, dass praktisch nichts zu verhindern ist? Weil es darauf gar nicht ankommt, nie angekommen ist: Für Bestrafung ist – das verdanken wir der Aufklärung – die weltliche Macht zuständig, die katholische Kirche verwaltet die Abteilung *Angst* – ziemlich erfolgreich, wie man zugeben muss. Leute wie Küng könnten das Geschäft verderben, denn der offenkundige und widerwissenschaftliche Unsinn, den die Kurie zur Sexualität unter sich lässt, hat nur Chancen, geglaubt zu werden, wenn die Unfehlbarkeit des Papstes diesen Glauben erzwingt. Es geht also um Machtfragen.

Kirche: Institution der Angst

Überschätzt du nicht die weltliche Macht der Kirche?

Es handelt sich hier um die Arbeitsteilung der Mächtigen. Die Normen der katholischen Subkultur erheben Anspruch auf gesamtgesellschaftliche Geltung. Konservative politische Parteien und Gruppen bis tief hinein in die Sozialdemokratie haben die Aufgabe, den moralischen Anspruch der christlichen Kirchen politisch umzusetzen.

Wir erleben das zurzeit in den neuerlichen Auseinandersetzungen um den Abtreibungsparagraphen. Die Mechanismen dieser Arbeitsteilung hat Kardinal Ratzinger unlängst in einer TV-Diskussion deutlich gemacht: Man solle, so schlug er vor, den Abtreibungsparagra-

Fortsetzung auf Seite 4

* Günter Amendt: «Das Sex-Buch», 254 Seiten, 9.80 Fr., Weltkreis-Verlag, Dortmund, 1979.
Dr. Günter Amendt, geb 1939 in Frankfurt am Main, zählt zu den führenden Sexualwissenschaftlern in der Bundesrepublik Deutschland. Er ist Mitglied des Vorstands der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung.
Buchveröffentlichungen: «Kinderkreuzzug oder Beginnt die Revolution in den Schulen». (Hrsg.), Rowohlt, 1969; «Kriegsdienstverweigerung oder Gilt noch das Grundgesetz». (Mitautor), Rowohlt, 1965; «Sexfront», März-Verlag, 1970; «Haschisch und Sexualität», Enke-Verlag, 1973; «Sucht – Profit – Sucht» (gemeinsam mit U. Stiehler), März-Verlag, 1972.

Nichts Neues an der Sexfront

Fortsetzung von Seite 3

phen wieder strafrechtlich verschärfen. Dann könne man ja in seiner Anwendung grosszügig verfahren. So reden Spezialisten für Angsterzeugung: Dass sie Schwangerschaftsabbrüche nicht verhindern können, wissen sie. Aber dann, bitte, mit entsprechendem Unrechtsbewusstsein und mit Angst! Dies wiederum schafft Nachfrage nach Religion und kirchlichem Beistand.

Du vermutest also eher eine Veränderung hin zum noch Schlechteren . . .

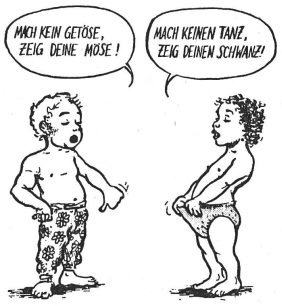
Die Jugendlichen wehren sich

Das hängt – auch in dieser speziellen Frage – vom politischen Widerstand gegen die Rechtsentwicklung in der BRD ab. Meine Erfahrungen und Beobachtungen im Rahmen der Vorbereitungen zum «Sex-Buch» lassen den Schluss zu, dass sich vor allem junge Leute gegen eine «neue», reaktionäre Sexualmoral wehren werden. Die Einstellungen zum Beispiel zu sexuellen Minderheiten sind toleranter geworden.

Die Jugendlichen sind toleranter – sind sie auch informierter?

Das lässt sich schwer messen: mehr oder weniger informiert. Dass mein neues Buch so erfolgreich ist, lässt auf einen Informationsmangel schliessen. Dass es in der BRD keine Ausbildung zur Sexualerziehung im Lehrerbereich gibt, lässt den Schluss zu, dass die Schule zur Information über das Sexuelle nichts beiträgt.

Die Chancen, sich die nötigen Informationen selbst zu beschaffen, sinken im Stadt/Land-Gefälle und mit dem regio-



nalen Einfluss der katholischen Kirche. So versuchen CDU/CSU-regierte Bundesländer, die Tätigkeit von «pro familia», einer fortschrittlichen Beratungseinrichtung, zu behindern.

Die Tatsache schliesslich, dass über die Hälfte der Jugendlichen beim ersten Geschlechtsverkehr keine Verhütungsmittel benutzen, sollte alarmieren: Bei solcher Unkenntnis wälzt sich auch immer die Angst vor den Folgen der Lust im Bett.

Folgen der Antiautoritären

Hatten also die Forderungen der antiautoritären Bewegung nach Beziehungen ohne Eifersucht, nach freier Sexualität ohne feste Bindungen keine Folgen?

Waren das wirklich Forderungen der antiautoritären Bewegung? Ich kann mich daran nicht erinnern. Wenn man die Zwänge und die Verlogenheit monogamer Beziehungen, wenn man den Widerspruch zwischen Anspruch und Wirklichkeit thematisiert, propagiert man noch lange nicht wahllose Beziehungen. Will man der antiautoritären Studentenbewegung gerecht werden, so muss man scharf trennen zwischen dem, was damals wirklich gesagt und geschrieben wurde, und dem, was Interpreten daraus gemacht haben. Dabei sollte man auch nach den Interessen dieser Interpreten fragen. Ein Schlagwort jener Zeit, *«Wer zweimal mit der gleichen pennt, gehört schon zum Establishment»*, wurde – davon bin ich überzeugt – in einer Zeitungsredaktion oder einer Werbeagentur ersonnen. Jedenfalls war es keine unserer Forderungen im Rahmen der Sexualkampagne. Unsere Positionen waren differenzierter, als dies in der rückblickenden Darstellung oft behauptet wird.

Doch selbst wenn es so gesagt worden wäre, wenn Provokationen und bewusste Überzeichnungen ernst genommen worden wären, sollte einen das nicht daran hindern, die Positionen von damals an unseren Erfahrungen seitdem zu überprüfen. Da zeigt sich eben, dass die Mehrzahl der Menschen – auch der jungen Menschen – nicht vorhandene Bindungen als Unfähigkeit und Mangel empfinden, aber nicht als Privileg. Die Omnipotenzpropaganda, die von gewissen anarchistisch-spontaneistischen Strömungen betrieben wird, unter dem Motto *«Lass die Sau raus»*, wird nach meiner Beobachtung von den meisten Menschen als eine Überforderung empfunden und steigert die eh vorhandene Unsicherheit und Sexualangst.

Wichtig ist der Inhalt der Beziehung

Im «Sex-Buch» komme ich in der Frage der Beziehungen denn auch zur Schlussfolgerung, dass es eine Alternative zur Zweierbeziehung nicht gibt und dass jeder das Bedürfnis nach einer Beziehung, die man als Zweierbeziehung bezeichnen könnte, hat – je nach persönlicher Situation früher oder später. Das sagt noch nichts über den Rahmen, die *Form* dieser Beziehung. Ich plädiere weder für noch gegen die Ehe. Es kommt einzig auf den *Inhalt* der Beziehung an und die Verabredungen, die Menschen in einer Beziehung treffen. Verabredungen hängen wiederum von den Erfahrungen der Betroffenen ab und dem, was sie sich zumuten. Eine Zweierbeziehung kann so auch andere Beziehungen beinhalten, sie kann aber auch als ausschliessliche Beziehung gedacht sein. Das Schlüsselwort in dieser Frage heisst *Ehrlichkeit.* Ich verhehle nicht, dass ich im Falle monogamer Verabredungen Zweifel an der Ehrlichkeit der meisten Leute – insbesondere der Männer – habe. Die energischsten Vertreter der Monogamie sind oft die ausgekochtesten Vertreter der Doppelmoral: Was im dunkeln und heimlich geschieht, wird einfach nicht mitgezählt.

Hat demnach die vielbeschworene «sexuelle Revolution» nichts bewirkt?

Von einer revolutionären Veränderung des Sexuellen kann man nicht sprechen. Aber es hat während der letzten zehn Jahre bemerkenswerte Veränderungen gegeben. Verbiesterten Sexualfeinden mag das wie eine Revolution erscheinen.

Spricht man von Veränderungen, dann muss man auf klassen- bzw. schichtenspezifische Unterschiede hinweisen. Die wesentlichen Veränderungen haben im Mittelschichtbereich stattgefunden. Das Erstarken der Frauenbewegung mit allen Folgen auch im Sexuellen und die Selbstbewusstwerdung vieler Homosexueller sind die herausragendsten Veränderungen. Aber schon heute lässt sich sagen, dass auch in der Arbeiterjugend – vor allem bei der weiblichen – Einstellungsveränderungen festzustellen sind, die die Emanzipationsforderungen der Frauenbewegung im emotionalen und sexuellen Bereich aufnehmen.

Auch wenn beispielsweise in der mittelständischen Jugend die Einstellungen gegenüber Homosexualität liberaler und toleranter sind als in der Arbeiterjugend, ist auch hier eine Liberalisierungstendenz zu beobachten. Schichtenmässig läuft also die Veränderung mit einer gewissen Zeitverzögerung.

Ich bin überzeugt davon, dass weitere Veränderungen im Sexualverhalten auch in Zukunft möglich sind. Ich bin aber ebenso überzeugt davon, dass wirklich neue Beziehungen der Menschen zueinander, Beziehungen, in denen die wechselseitige Ausbeutung und Unterdrükkung endgültig aufhört, wo Hass und Neid Fremdworte sind, unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen nicht möglich sind.

Krieg und Liebe

«Stillstand, Rücknahme, Reaktion» – mit diesen Stichworten charakterisiert Günter Amendt die derzeitige Lage im sexualpolitischen Bereich. Als einer der führenden Sexualwissenschaftler und Pulbizisten auf diesem Gebiet dürfte er wohl kompetent genug sein, ein solch hartes Urteil zu fällen.

Seine Ausführungen mögen in vielen Teilen spezifisch auf bundesdeutsche Verhältnisse eingehen – sie gelten trotzdem beinahe unverändert für die Schweiz. Das Stadt/Land-Gefälle ist in der Schweiz mindestens ebenso gross, und auch die katholische Kirche ist nicht unbedingt eine deutsche Besonderheit, sondern in Teufels Namen eine weltweite Geissel. Die antiautoritäre Schüler- und Studentenbewegung brachte hier kaum ähnliche Liberalisierungstendenzen zustande, so dass sexualpädagogische Richtlinien im Gegensatz zur BRD nicht einmal auf dem Papier existieren. So müsste es für die Schweiz wohl vielmehr heissen: «Stillstand, Stillstand, Stillstand.» Es gilt, noch viel in Bewegung zu setzen.

Der im Dezember veröffentlichte EMD-Kommissionsbericht zeigte mit beängstigender Deutlichkeit die hiesigen Tendenzen: Hier wird heute daran gearbeitet, den Schulkindern das Kriegshandwerk beizubringen. Vom Liebesspiel wird nach wie vor geschwiegen.

Werner Scheurer

Lust beim Abbeissen der Augenwimpern

B. Malinowski. Das Geschlechtsleben der Wilden. Syndikat-Verlag, Frankfurt, 1979. Kart. 38 Fr., Leinen 54 Fr.

Die Herausgabe der Werke des Ethnologen B. Malinowski in 4 Bänden durch den Syndikat-Verlag ermöglicht den Zugang zu Werken, die weit über die Ethnologie hinaus bekannt, fast populär sind. Malinowskis Bücher stehen für eine neue Vorgehensweise in der Ethnologie. Beruhten die Arbeiten früherer Ethnologen auf wahllos von Händlern, Kolonialbeamten un Missionaren zusammengetragenen Anekdoten der exotisierten Wilden, die dann zur spekulativen Geschichte der Menschheit zusammengeflickt wurden, war es nun der Ethnologe selber, der über längere Zeit hinweg in einer primitiven Gesellschaft (Bevölkerung der Trobriandinsel) lebte und den systematischen Zusammenhang der Phänomene in unmittelbarem Kontakt mit den Leuten erforschte.

Wenn es eine allgemeine Eigenschaft von Ideologie ist, Gesellschaftliches für Psychologisches auszugeben und Historisches für Natürliches, so ist die Erfahrung in einer primitiven Gesellschaft der Ort par excellence, von dem aus Ideologisches als solches wahrnehmbar wird.

Malinowski nimmt denn auch seine Feldforschungserfahrungen zum Anlass einer Kritik an der Psychoanalyse, an der universalen Gültigkeit des Ödipuskomplexes. Für ihn hat der Ödipuskomplex, wenn überhaupt, nur Gültigkeit in der *vaterzentrierten Kleinfamilie der Industriegesellschaften.* Der Hass des kleinen Ödipus auf seinen Vater, die inzestuöse Liebe zur Mutter und seine aus dieser verzwickten Lage resultierende extreme Triebverdrängung gibt es bei den nach der Mutterlinie organisierten Trobriandern nicht. Mit dem Vater verbindet die Trobriandkinder eine zärtliche und freundschaftliche Beziehung. Die Kinder, und nicht nur sie, erfreuen sich denn auch grosser Freiheiten, auch sexueller Natur. Dem Ganzen entsprechend gering sind auch die Beziehungen der Ehepartner belastet.

Der radikale Kontrast zwischen unserer Gesellschaft und Trobriand ist nicht mehr der Kontrast zu einem Mythos des Wilden: sei es der Mythos des edlen Wilden der Aufklärung, der mit sich und der Natur in Harmonie lebt, sei es der Mythos des irrationalen Primitiven, der die Natur, die er nicht beherrscht wie der Zivilisierte, mit magischen Ritualen beschwört. Der Unterschied ist einer zwischen zwei Gesellschaften *unterschiedlichen Typs,* der auch nicht haltmacht vor so natürlich und allgemein vermeinten Praktiken wie des Kusses. «Definiert man Küssen als das ‹fortgesetzte Aneinanderpressen von Mund zu Mund mit leichten ruckweisen Bewegungen› (. . .), so muss man zugeben, dass der Kuss im trobriandischen Liebesleben nicht verwendet wird. (. . .) Die Eingeborenen wissen jedoch, dass ‹Weisse dasitzen, Mund gegen Mund pressen›, es gefällt ihnen›. Doch halten sie es für eine fade und törichte Art der Belustigung. (. . .) Ein anderer Wesenszug des Liebesspiels, für den der Durchschnittseuropäer noch weniger Verständnis haben dürfte als für das ‹kimali› (das erotische Kratzen), ist das ‹mitaku›, das Abbeissen der Augenwimpern. Soviel ich aus den Beschreibungen und einheimischen Darstellungen ersehen konnte, beugt sich der Liebende zärtlich oder leidenschaftlich über die Geliebte und beisst ihr die Spitzen der Wimpern ab.»

Es wäre nun aber falsch zu meinen, Malinowski assortiere nur einige Anekdoten exotischer Erotik fürs puritanisch-verklemmte England jener Zeit. Nach dem Schema der Biographie beschreibt er den Lebensweg eines Trobrianders. Die Beziehungen der Geschlechter, deren politische und wirtschaftliche Aspekte, die Blutsverwandtschafts- und Heiratsbeziehungen, Erziehungspraktiken, die Normen und Moralvorstellungen, jene erotischer Natur und Träume, kurz, das ganze soziale Universum wird ins Spiel gebracht, um das Geschlechtsleben in einer fremden Kultur verständlich zu machen. Bräuche und Sitten lassen sich nicht isoliert, sondern nur im jeweiligen Gesellschaftsganzen verstehen.

Die Wilden leben nicht in einem Naturzustand, und bei ihnen liegt nicht das, was bei uns «schon verschüttet» ist, offen zutage. Auch bei ihnen gibt es starre Normen, Schmerz, Selbstmord, gibt es Perversität und gesellschaftliche Zwänge, wenn es auch andere sind als bei uns. Das aus diesem spezifischen Arrangement resultierende Leben ist anders als bei uns, aber bezüglich ihrer gesellschaftlichen Einrichtungen verhalten sich die Trobriander genau so rational wie wir gegenüber den unsrigen.

Dass unsere Gesellschaft nicht der Massstab zur Beurteilung der anderen Gesellschaften ist und ebenso nicht die in unserer Gesellschaft «allgemeinen menschlichen» Ansichten über Fremdes und Eigenes – dies wissen wir vielleicht schon. Dass aber die Unterschiede sogar in einem Mikrobereich wie dem des Kusses wirksam sind, erstaunt uns sehr.

Jürg Helbling

G. Amendt in der Schweiz

Anfang Februar ist Günter Amendt in der Schweiz in Sachen Sex unterwegs. Lesungen aus «Das Sex Buch» und anschliessende Diskussion finden in folgenden Städten statt:

Zürich:
Mittwoch, 6. Februar, Volkshaus

Bern:
Freitag, 8. Februar, Jugendzentrum Gaskessel, 20.30 Uhr.

Thun:
Samstag, 9. Februar, Jugendhaus Thun.

St. Gallen
Dienstag, 12. Februar, Volkshaus

Für weitere Anlässe in *Basel* und *Schaffhausen* die lokalen Veranstaltungskalender beachten.

Wozu der Terror gut ist

Fortsetzung von Seite 1

20. 11. 1979). Edith Kletzhandler wird als eine Frau aus dem Volk beschrieben: mit Wohnungsnöten, einem arbeitsgestressten und herzinfarktgeplagten Ehemann bei der Bank, sie zehrte vom trauten Eheglück und träumte «vom schönsten Frühling ihres Lebens»: der Pensionierung ihres Mannes («Blick», 20. 11. 1979). Die aufdringliche Anteilnahme des Presseriesen hat System. «Blick» folgert nämlich weiter, dass Terroristen ihre Greueltaten damit rechtfertigen würden, dass sie gegen die Grossen und Mächtigen der Welt für eine bessere Gesellschaft kämpfen. In Wirklichkeit würden sie aber auf die kleinen Leute schiessen («Blick», 20. 11. 1979). Dies weckt im «Blick»-Leser den Eindruck, der terroristische Anschlag habe von Anfang an ihm gegolten: seinem Arbeitsfleiss, seiner Frustration und seinen Träumen von der Pensionierung.

«Blick» verrät hier ganz deutlich, worum es geht: Terror gegen die Mächtigen dieser Gesellschaft – gegen Bank- und Arbeitgeberpräsidenten usw. – wäre generell durchaus geeignet, Sympathie im Volk zu wecken, haben doch gerade «Blick»-Leser an der strukturellen Gewalt, die von lohndrückenden Arbeitgebern oder zinswuchernden Bankdarlehen und Mietpreisen ausgeht, tagtäglich zu leiden. Um diese Sympathie im Keim zu ersticken, wird der Tod von Edith Kletzhandler zu einem kaltblütig, brutalen Mordanschlag hochstilisiert.

Der Ruf nach dem Polizeicomputer

Aufgabe der intellektuellen, rechtsbürgerlichen Presse ist es dagegen, politisches Kapital aus dem Terror zu schlagen, um den geistigen Nährboden zu düngen, auf dem der Auf- und Ausbau der staatlichen Repressionsinstrumente vorangetrieben werden kann.

Vorweg fällt einmal auf, wie eng und vertrauensvoll beispielsweise Polizei und rechtsbürgerliche Presse zusammenarbeiten. Die «NZZ» bringt am Donnerstag, dem 6. 12. 1979, einen Artikel über die «Fahndung nach Terroristen im badischen Grenzgebiet». Datiert ist der Artikel vom 5. 12. 1979. Für die Polizei ist die «NZZ» also derart vertrauenswürdig, dass man sie von einer geplanten, streng geheimen Polizeiaktion Stunden zuvor ins Bild setzt. Selbstverständlich zählte die «NZZ» zusammen mit dem «Züri-Leu», der «Weltwoche» und dem «TA» wieder zu jenen vier auserwählten Zeitungen, die Polizeikommandant Grob an einer exklusiven «Pressekonferenz» über den Stand des Polizeicomputers orientierte («TA», 11. 12. 1979), was faktisch auf eine Pressezensur durch die Polizei hinausläuft.

Inhaltlich geht es darum, dem Leser die «schnittigen Repressionsinstrumente» (Furgler) schmackhaft zu machen. Gegenwärtig läuft der Versuch, den Polizeicomputer (KIS) hinter dem Rücken des Volkes durch alle Kantonsparlamente zu schmuggeln. Obwohl der zurzeit technisch perfekteste Polizeicomputer, der beim BKA in Wiesbaden steht, den Terroranschlag in Zürich weder voraussagen, geschweige denn verhindern konnte, wird nun kräftig die Werbetrommel für das KIS gerührt: *«BKA-Computer identifiziert Rolf Clemens Wagner»* («NZZ», 21. 11. 1979). *«Mit Elektronik gegen Terroristen»* («Weltwoche», 28. 11. 1979). Und Eisenring (CVP) sagt es im Nationalrat unverblümt: *«In Zürich haben wir jüngst einigen Anschauungsunterricht erhalten, wie notwendig ein System wie das KIS ist»* («NZZ», 7. 12. 1979).

Mit keinem Wort wird erwähnt, dass jeder vierte Schweizer im Polizeicomputer erfasst werden soll und dass dieser letzten Endes installiert werden soll, um *die politische Opposition unter Kontrolle zu bringen.*

. . . und nach Verschärfung des Strafrechts

Der sensationell aufgemachte Zürcher Bankraub bietet willkommene Gelegenheit, wieder einmal mit dem Argument frühzeitiger Erfassung terroristischer Gruppierungen die Verschärfung des Strafrechts und die Einführung von Terrorgesetzen zu fordern («NZZ», 21. 11. 1979). Das bestehende Strafrecht reiche nicht aus, den Terroristen und ihren Helfern rechtzeitig das Handwerk

Original-«Blick»-Aushangplakat vom 20. 11. 79

zu legen (der SVP-Pressedienst, zitiert nach «Volksrecht», 4. 12. 1979). Verschwiegen wird, dass die Strafrechtsrevision elementarste rechtsstaatliche Sicherungen niederreisst und die Strafbarkeit ins Uferlose ausdehnt. Auch dies ein gezielter Schlag gegen die politische Opposition.

Verteidiger zum voraus diffamiert

Auch wenn in der Schweiz noch kein Fall einer Begünstigung mutmasslicher Terroristen durch den Verteidiger bekannt ist, genügte die engagierte und unter Ausschöpfung sämtlicher Rechtsmittel vorgetragene Verteidigung dieser Leute im Kanton Bern, um den Anwälten Berufsverbote einzutragen. Den Berufsverboten vorausgegangen war eine jahrelange, intensive Kampagne, mit der die rechtsbürgerliche Presse die «Terroristenanwälte» in die Sympathieecke abzudrängen suchte. Auf politischer Ebene hatte dies Initiativen zur Beschneidung der Verteidigerrechte zur Folge[1]. Nach der Festnahme Wagners heizt die «NZZ» die Gerüchtebörse wieder voll an und lässt dabei die wildesten Mutmassungen ins Kraut schiessen: Anwaltskollektiv und Rechtsanwalt Rambert stünden bereits telefonisch mit «Kollegen» Wagners in Verbindung usw. («NZZ», 21. 11. 1979). Die Saat geht auf. Der Anwalt, der die Verteidigung Wagners übernimmt, knüpft dies an die Bedingung, dass sein Name nicht bekanntgegeben werde. *«Erstaunlich ist, dass sich überhaupt ein Verteidiger bereit gefunden hat, dieses undankbare Mandat aus freien Stücken zu übernehmen»* («TA», 24. 11. 1979). Soweit ist die Rufmordkampagne rechtsbürgerlicher Kreise bereits gediehen, dass der Übernahme eines «Terroristenmandats» ein kriminieller Beigeschmack anhaftet, dem man als Verteidiger nur durch Anonymität entgehen kann. Unschwer, sich vorzustellen, mit welchen Schwierigkeiten eine solche Verteidigung im weiteren Verfahren zu rechnen hat.

[1] Vgl. dazu: die Zürcher kantonale Volksinitiative zur wirksamen Bekämpfung des Terrorismus vom 27. Juni 1979 und eine ebenfalls kantonalzürcherische Einzelinitiative, betreffend den Missbrauch der Verteidigungsrechte, vom 20. Juni 1979.

Terrorismusdiskussion im «konzept»

«Terroristenanwälte zu Terroristen gestempelt», was Richter über ihre linken Kollegen schreiben (Nr. 7, 8/79)

«Keine Verteidigung von Terroristen?» Bernard Rambert am DM-Repressionskongress (Nr. 12/78)

«Der alltägliche Ausnahmezustand», auch auf Gesetzesebene wird aufgerüstet (Nr. 9/78)

«Wir haben die Auseinandersetzung gewagt», ein Gespräch mit dem Zürcher Anwaltskollektiv über seine Rolle und Position im Pruntruter Prozess (Nr. 7, 8/78)

Mit dem Schlagwort «Terrorismus» gegen Linke, Falschmeldungen und Behauptungen über terroristische Attentate (Nr. 5/78)

«Endlich eine radikale Diskussion über Terrorismus in Gang bringen», Stellungnahmen von Adolf Muschg und «das konzept»-Machern (Nr. 10/77)

Zu beziehen bei der Redaktion «das konzept», Weinbergstrasse 31, 8006 Zürich, 1.80 Fr. in Briefmarken pro Nummer.

SP-Blätter: Mehr Solidarität für weniger Zeitung

«AZ»-Presse wohin?

Die Linkspresse in der Schweiz ist in den siebziger Jahren vielblättriger geworden. Das letzte Jahr allerdings brachte alles andere als Erfolgsmeldungen: Das Magazin «Gewerkschaft» kam vorerst nicht zustande. Das welsche PdA-Organ «Voix Ouvrière» erscheint neuerdings nur noch wöchentlich. Beim «tell» folgte der Fusion nach wenigen Wochen die De-Fusion. Und das Zürcher «Volksrecht» sowie der «Freie Aargauer» stellten – wie andere SP-Blätter zuvor – auf die Fünftagewoche um. Die SP als stärkste Partei hat nach wie vor die schwächste Presse. – Der folgende Beitrag fasst die aktuelle «AZ»-Presse-Situation zusammen.

Von Jürg Frischknecht

Seit dem 10. November erscheint samstags kein «Freier Aargauer» (FA) und kein Zürcher «Volksrecht» (VR) mehr. Die Fünftagewoche kennen auch «Basler», «Schaffhauser», «Winterthurer», «Thurgauer» und «Ostschweizer AZ». Einzig die «Berner Tagwacht» und die «Solothurner AZ» erscheinen noch sechsmal. Immerhin ist keine der neun SP-Tageszeitungen unmittelbar in ihrer Existenz gefährdet. *Sparübungen* und *Rettungsaktionen* finden aber beinahe zyklisch statt – so jüngst beim Gespann «FA»/«VR», wo Ende Jahr in einer Spendenaktion 80 000 Franken zusammengebettelt wurden.

Die einen wachsen, die andern schrumpfen

Wie drastisch sich die Presselandschaft in den letzten beiden Jahrzehnten zuungunsten der sozialdemokratisch-gewerkschaftlichen Presse verändert hat, illustriert ein Beispiel: Vor bloss zwanzig Jahren hatten das bürgerliche «Aargauer Tagblatt» und der linke «Freie Aargauer» vergleichbare Auflagen. Heute nähert sich das stramme Rechtsbürgerblatt der 50 000er-Grenze, während das SP-Organ auf ein Zehntel davon geschrumpft ist, auf eine Druckauflage von 5500 und etwas mehr als 4000 zahlende Abonnenten. Diese Auflagenschere belegt beispielhaft den wirtschaftlichen Mechanismus auf dem Pressemarkt: Konzentrationsspirale bei den einen, Schrumpfungsspirale bei den andern.

Es lohnt sich, diesen Mechanismus kurz in Erinnerung zu rufen: Wer sich in einem Verbreitungsgebiet als Nr. 1 durchsetzt, hat gut lachen. Mehr Leser bringen mehr Inserate, also mehr Inseratenennahmen (die bei grösseren Blättern drei Viertel aller Einnahmen ausmachen). Das erlaubt mehr redaktionelle Leistungen, was wiederum mehr Leser bringt, mehr Inserate, mehr Geld . . . Auf der anderen Seite lockt die breite Streuung der «AZ»-Presse, der in der Regel regionale Schwerpunkte fehlen, wenig Inserenten an. Entsprechend mies präsentiert sich die Finanzlage, Sparen ist Trumpf, auch im redaktionellen Angebot, was weniger Leser anlockt usw. Verglichen mit diesen wirtschaftlichen Mechanismen, sei «die Frage nach dem politischen Kurs einer Zeitung von untergeordneter Bedeutung», schreibt «FA»-Chefredaktor Peter Stöckling.

Die Konsequenz liegt auf der Hand. Wer umfassend informiert sein will, kommt mit den «AZ»-Titeln allein nicht aus. Sinnvollerweise konzentrieren sich die SP-Blätter also darauf, dank einer bewussten Themenauswahl und -behandlung eine linke Sicht zu bieten.

(Zeichnung: Manfred Werren)

Denn abonniert werden sie aus Interesse an ***alternativer*** Information – und aus Solidarität.

Notbremse in Aarau und Zürich

Das jüngste Opfer des geschilderten Mechanismus ist das Duo «FA»/«VR». Blenden wir kurz zurück: Nach dem vorsätzlich herbeigeführten Ende der «Zürcher AZ» Ende 1973 war die Zürcher SP vorübergehend ohne eigenes Organ. Im Mai 1976 startete das «Volksrecht» neu als Kopfblatt des «FA». Die Vereinbarung der Zürcher mit den Aargauer Genossen sieht so aus: Pro 3500 Zürcher Abonnenten garantieren die Aargauer den Zürchern eine volle Redaktorenstelle und sechs Seiten pro Woche. Anvisiert waren 7000 Abonnenten, was zwei Redaktoren und täglich je eine Seite «Stadt Zürich» und «Kanton Zürich» erlaubt hätte.

Soweit kam es nie. Die «Volksrecht»-Abos stagnieren (bei leicht positivem Trend) bei rund 4200. Die «FA»-Abo-Zahl sinkt seit längerer Zeit und erreichte letztes Jahr die Zahl der «VR»-Abos. Eine Prüfung der Bücher liess diesen Sommer bei den Verantwortlichen der Presseunion die Warnlampen aufleuchten: weniger Inserate und weniger Strassenverkauf als vorgesehen. Im Stil einer Notbremsung wurde deshalb der Fünftageentscheid gefasst, um so die Existenz der beiden Blätter zu retten. – Insgesamt reduziert das beschlossene Sparprogramm das Seitenangebot auf fast die Hälfte:

– Wöchentlich erscheinen nur noch fünf statt sechs Ausgaben.
– Von der «Tagwacht» wird eine Mantelseite weniger als bisher übernommen.
– Das «VR» bringt in der Regel nur noch *eine* Zürcher Seite pro Tag.
– In Aarau und Zürich wird je ein abgehender Redaktor nicht mehr ersetzt.

80 000 Spendenfranken

Die Leser in den Kantonen Aargau und Zürich erhalten also weniger Zeitung als bisher. Um so kräftiger wird an ihre Solidarität appelliert. Eine Zürcher Lesergruppe sammelte bei zahlungskräftigen Genossen in den letzten Wochen 15 000 Franken. Zahlreiche kleinere Spenden ergaben zusätzliche 25 000 Franken. Die Zürcher und die Aargauer SP haben zudem Stützungsbeiträge von 40 000 Franken bewilligt. Alles in allem Summen, die fast doppelt so hoch sind wie die Erwartungen. Ziel dieser Spendenaktion war es, einen Schuldenberg von fast 200 000 Franken abzutragen: 140 000 Fr. noch nicht abgetragene Aufbaukosten des «VR»/35 000 Fr. Verlust 1978 bei «FA»/«VR», (was ganz knapp unter dem gesetzlich zugelassenen Betrag liegt)/rund 20 000 Fr. geschätzter Verlust 1979.

Fast die Hälfte dieses Schuldenbergs ist also jetzt abgetragen, die Zukunft der beiden Blätter fürs erste gesichert. Der Rest der Schulden soll in den drei nächsten Jahren 1980, 1981 und 1982 abgetragen werden.

Auch wenn es den Aargauer und Zürcher Genossen gelingt, die roten Zahlen zu tilgen, bleiben doch die *konzeptionellen Probleme*, ja sie werden sich noch verschärfen:

– Fast nur noch ältere Abonnenten lesen den «FA»/«VR» als einzige Zeitung. Für diese ist ein Minimum an Tagesmeldungen unerlässlich. Die meisten und insbesondere die neueren Abonnenten halten sich das Blatt als Zweitzeitung (in der Stadt neben dem «Tagi») oder gar als Drittzeitung (auf dem Land nach dem Lokalblatt und dem «Tagi»). Entsprechend mühsam ist angesichts der heutigen Abo-Preise die Leserwerbung.
– «FA»/«VR» sind die beiden einzigen SP-Blätter, die direkt durch regelmässige Beiträge aller Parteimitglieder gestützt werden. Das bringt zwar Geld, aber auch eine vermehrte Abhängigkeit von der Partei. Die Sammelaktionen bei Genossen mit Ämtereinkommen verschärfen diese Situation. Es wird schwieriger, eine autonome Position bezüglich der Partei und vor allem bezüglich ihrer Exponenten einzunehmen und die SP-Politik offen zu diskutieren.[1] Ein Minimum an kritischer Distanz zur Partei ist indessen nötig, wenn die SP-Organe inner- und ausserhalb der Partei Namen und Profil (und zahlende Leser!) haben wollen.
– Unterschiedliche Zielgruppen machen den Redaktionen zu schaffen: auf der einen Seite die Leser aus der traditionellen Arbeiterbewegung, auf der anderen Seite die jüngeren Genossen und Sympathisanten, die oft in der alternativen und «grünen» Bewegung engagiert sind. In der AKW-Frage ist aber beispielsweise der «Freie Aargauer» höchst unfrei, eine klare Stellung zu beziehen.

Basel: Druck der Druckerei

Die «Basler AZ», die ihre Auflage in den letzten Jahren auf 5500 steigern konnte, kann auf Rückendeckung von Partei und Presseunion zählen, doch steht sie unter einem gewissen Druck der Basler Volksdruckerei, die einen Teil der Verlagsrechte innehat. So wollte die Druckerei (allerdings ohne Erfolg) der Redaktion die Mantelseiten des bürgerlichen «Badener Tagblatts» schmackhaft machen anstelle der «Tagwacht»-Seiten, weil die bürgerlichen Matern aus Baden nur halb so teuer seien als die sozialdemokratischen aus Bern. Anders als bei den vier Ostschweizer «AZ»-Zeitungen wären Badener Mantelseiten von den Basler Lesern sicher nicht goutiert worden.

[1] Dafür ist der peinliche Fall «Jürgmeier» beredtes Zeugnis: Die Redaktion des «Volksrechts» verbot dem Journalisten, künftig seine kritischen Kolumnen zu schreiben, weil einige Leser mit Abo-Kündigung gedroht hatten. Die Massregelung musste dann allerdings wieder zurückgenommen werden, als sich die kritischen Leser empörten. *Die Red.*

SP: stärkste Partei – schwächste Presse

Tagwacht/Bern	10 277	
Solothurner AZ	8 010	
Freier Aargauer	5 500	*
Volksrecht/Zürich	5 500	*
Basler AZ	5 391	
Schaffhauser AZ	5 236	*
Ostschweizer AZ	4 407	*
Winterthurer AZ	4 057	*
Thurgauer AZ	2 587	*

* unbeglaubigte Auflage

Kein Heldenstück – ein Trauerspiel

*Von Roman Brodmann**

Wenn Bürgerblätter fusionieren, kommt es in aller Regel zum Mastganseffekt: Aus zwei Vollschlanken, die sich im gegenseitigen Profilierungszwang zur Not noch trimmten, wird eine Fette, träger, dümmer und rentabler. Wenn zwei linke Blätter fusionieren, summieren sich zuerst einmal notgedrungen nicht Gewinne, sondern Verluste, und in der fast unvermeidlichen Krise wird die Frage nach der Mitgift zum Konflikt. So einfach lässt sich erklären, was da in den letzten zwei Monaten an Peinlichkeiten über die Zürcher Pressebühne ging.

Die Schadenfreude des satten Bourgeois lässt sich kaum vollkommener denken: Die Macher zweier Linkszeitungen trennen sich nach einem Vierteljahr mühsam überstandener Eintracht unter wüsten Beschimpfungen. Und was werfen sie sich gegenseitig vor? Egoismus, Machtstreben, Raffgier – just die Wesensmerkmale des hässlichen Kapitalisten, zu dessen Bekämpfung sie in die Gemeinschaftshose des Nationalhelden gestiegen waren. Muss es denn immer gleich so gründlich sein, wenn die Linke sich blamiert?

Mildernder Umstand: Selten macht die Not aus schwierigen Paaren gute Partner. Schaut man die seit der Gründungsversammlung vom 25. Juni des vergangenen Jahres aufgelaufenen Papiere noch einmal an, dann zeigt sich an der Wurzel nicht die Naivität, auf die man vom Endergebnis her glaubt schliessen zu müssen. Vor mir liegt die «Gemeinsame Erklärung der Machergruppe der ‹Leser-Zeitung› und des ‹focus»-Kollektivs.» Die lässt erkennen, dass die Fusionspartner ohne Euphorie und wissend um die unvermeidbaren Integrationsschwierigkeiten an die Arbeit gingen. Wäre der «tell» auf Anhieb einigermassen erfolgreich gewesen, dann hätte man mit dem Selbstverständnis einer «belle équipe» manchen Widerspruch überwunden und manchen Hader begraben. Aber für eine Notgemeinschaft reichte der Kitt nicht – und da hat die Geschichte ihren wahren problematischen Hintergrund.

Es hätte ja auch ans Wunderbare gegrenzt, wäre es zwei linken Gruppen ohne absolut identischen Stallgeruch gelungen, sich mit einer gewissen – wenn auch nur bescheidenen – Toleranzbreite den Raum für gemeinsame Anstrengungen zu schaffen und auch unter schwierigen Bedingungen zu erhalten. Als die roten Zahlen drohten, reichte die Plattform der roten Gemeinsamkeiten nicht mehr aus, dann war es wohl schon eine Erlösung, dass man auch ideologisch kollidieren konnte, um das Zerwürfnis wenigstens zum Teil ins Grundsätzliche zu erheben. Ist das Feilschen um Franken peinlicher als das Feilschen um doktrinäre Stilfragen? Mir scheint hier nur wesentlich, dass der Sektendogmatismus mit deprimierender Konsequenz das blühende Geschäft der Gegenseite unterstützt.

Als die Fusion namens «tell» in Scherben lag und auf eilig produzierten Papieren noch verbale und ideologische Nachhutgefechte geliefert wurden, hatten wir von Rudi Dutschke Abschied zu nehmen – das Timing kam mir vor wie eine makabre Pointe. Keiner hat so beharrlich und unermüdlich wie Dutschke versucht, den verlorenen linken Haufen eine gemeinsame Sprache zu verschaffen, nicht durch autoritär angeführte Schmelzprozesse, sondern durch Werbung für die Bündnisfähigkeit. Ich begleitete ihn vor drei Jahren auf seinem Weg durch Süddeutschland, von Stadt zu Stadt, von Saal zu Saal, und überall bot sich das gleiche Bild des erbitterten und gnadenlosen Streits um die alleinseligmachenden sozialistischen Rezepte. Rudi Dutschkes Vorstellung, angesichts der wachsenden reaktionären Restauration eine linke Barrikade zu stabilisieren durch eine Bestandesaufnahme der insgesamt doch ganz beträchtlichen Gemeinsamkeiten, scheiterte durchwegs am marxistischen Alleinvertretungsanspruch jeder Gruppe.

Das Beispiel «tell» bringt keine neue Erkenntnis, nur die Bestätigung längst gemachter Erfahrungen. Es ist das bereits historisch verankerte Elend der linken Presse, dass sie, statt von der Möglichkeit des grossen Spektrums im Stil der «Weltbühne» Siegfried Jacobsohns Gebrauch zu machen, an ideologischer Kleingärtnerei zugrunde geht. Hoffnungen kann man weiterhin pflegen. Es ist keine Anbiederung, wenn ich «das konzept» für eine solche halte.

* Roman Brodmann, TV-Filmschaffender, Publizist, «tell»-Beirat

Zur missglückten «tell»-Fusion

Keine (Schaden-)Freude

Nein, Freude am Platzen der «tell»-Fusion haben wir keine. Auch keine Schadenfreude.

Wir sind wütend: Wut auf die Kapitalanhäufer der Ropress, die sich wie knallharte Druckereimanager aufgeführt haben, und Wut auf die Leichtgläubigen der «LeserZeitung», die sich und ihre Leser nach Noten und Kanten haben verschaukeln lassen.

Etwas vereinfacht: Der finanziell stärkere «focus», in Personalunion mit der Ropress-Druckerei, hat die am Schluss saft- und kraftlose «LeserZeitung» gefressen, mit Haut und Haar. Zur Zeit ist der Verdauungsprozess in vollem Gange.

Die «LZ» mit ihrer unbeweglichen Leservereinsstruktur und rund 30 000 Franken Druckereischulden hat sich gegen den relativ kapitalkräftigen und gewinnträchtigen Ropress/«focus»-Betrieb nicht durchsetzen können, nicht in einem wesentlichen Punkt.

Zwar brachte die «LZ» trotz Leserschwund rund dreimal so viele Abonnent(inn)en mit zum «tell» wie der ebenfalls stagnierende «focus». Zwar besetzten die «LZ»-leute fünf von acht «vollamtlichen» Redaktionsstellen. Doch die zentralen Schalthebel (Kontrolle über Produktionsmittel, Finanzielles und Räumlichkeiten) überliessen sie leichtfertig drei, vier Ropress/«focus»-Profis.

Wer zahlt, befiehlt – das gilt offenbar auch bei den Linken. Daran ändert auch das Etikett «Kollektiv» nichts. Zum Beispiel wurde verlangt, dass die ursprünglich zu drei Arbeitstagen pro Woche verpflichteten «vollamtlichen» Redaktionsmitglieder zum gleichen Lohn (1250 Franken) fünf bis sechs Tage Arbeit, dazu «freiwilligen» Abend- und Sonntagsdienst, zu leisten hätten.

Erstaunen kann das nicht in einem Betrieb wie der Ropress, der nur mit andauernd rigoroser Billiglohnpolitik und anderen Selbstausbeutungsmechanismen (Gratisarbeit) zur heutigen Grösse erstarken konnte.

Dann die politische Seite der in die Binsen gegangenen «Fusion»: Gegen 5000 «LZ»-Abonnent(inn)en haben ihre Zeitung verloren. Nur ein kleiner Teil von ihnen wird sich für ein Links-Insider-Blatt à la «focus» begeistern können. Bereits hagelt es Abbestellungen ehemaliger «LZ»-Leser(innen).

Die inhaltlichen Differenzen waren von Anfang an immens. Die «LZ»-Macher wollten eine professionelle Zeitschrift herausbringen. Sie sollte auch all jene ansprechen, die sich (noch) nicht für Alternativen oder fortschrittliche Projekte engagieren. Der «focus» hat sich gegen diese einem breiten politischen Spektrum offene Zeitungskonzeption gewandt. Das war mit ein Grund dafür, dass «das konzept» aus der nie friedvollen Fusionsrunde ausgestiegen ist.*

Fahrlässig haben «focus»- und «LZ»-Leute Goodwill und Vorschusslorbeeren, wie sie keine andere Alternativzeitung in jüngster Zeit genoss, verspielt. Negative Auswirkungen auf die ganze Alternativpresse sind zu befürchten: Viele enttäuschte «LZ»-Leser werden gar keine linke Zeitschrift mehr lesen.

Ein Trost bleibt uns: dass «das konzept» nicht auch in einer «Fusion», die nie eine war, verfeuert worden ist.

Die Redaktion

*vgl. «Warum ‹das konzept› nicht dabei ist», Nr. 9/79

(Zeichnung: Eugen Bisig)

NEU

STUDENTEN DRUCK ZENTRALE SDZ

PREIS-Tiefschlag!

Xerox-Kopien 8 Rp.

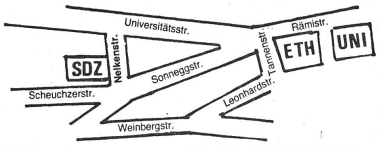
(ab 70 Stück 7 Rappen)

Gedruckte Kopien (ITEK 999)

Auflage	1seitig	2seitig
100	6.40	12.80
300	16.—	29.10
500	22.40	40.—
1000	36.—	62.40

- Wir drucken auch Verilith und Offset
- Wir lochen, heften und binden
- Wir beraten Dich individuell für Druck von Liz-Arbeiten und Dissertationen

SDZ
Nelkenstrasse 7
8006 Zürich, Tel. 01 - 26 01 31



Schrift-SATZ: Kosten-Barriere durchbrochen!

Bisher konnten sich nur die ganz Chicen SATZ wirklich leisten.

So haben wir den SATZ populär* gemacht: wir schröpfen keinen Mehrwert... Arbeitsgruppe

COMPOSER-SATZ, Tel. 01/26 92 89

*populär = für alle erschwinglich.
Beispiel: 1 A4-Seite = ca. Fr. 15.--

Marx ergänzen

Welcher Verlag oder Gruppe übernimmt Manuskript, das dem Marxismus ganz neue Dimensionen verleiht durch Ausweitung seiner Geschichtsinterpretation; Entdeckung des rationalen Materialismus und der Linie der Gewalt und Grausamkeit, die tiefer geht als aller Klassengegensatz; Identifizierung mit der wirklichen Absicht der Bibelreligion; Aufwertung des Primitiven und der bildschöpferischen Funktion der Seele; kosmischer Hintergrund der Menschheitsentwicklung, Vielschichtigkeit der Geschichtsabläufe.

Auskunft: **M. Keller, Postfach 766, 8050 Zürich, oder Tel. (01) 46 44 26** (Verlag Neues Zeitalter).

ein aufsteller für frauen!

engagierte politik im interesse der frauen; aktuelles; aktionen von und für frauen; sozialismus/ feminismus-diskussion; interviews mit arbeiterinnen, hausfrauen, lehrtöchtern, politikerinnen.

hast du schon ein abo? wünschest du eine probenummer? talon einsenden an anni kürzi, gotthardstr. 6, 8800 thalwil

ich bestelle ☐ 1 probenummer
☐ 1 jahresabonnement zu 20 fr. (11 nummern)

name: _____
strasse: _____
plz: ort: _____

Verreisen! Aber nicht allein. Mit einem Gratis-Inserat in der Rubrik «Reis mit» findet auch der Verschrobenste schnell einen Reisepartner.

«Historische Dokumentation von bleibendem Wert» Preis 3 Fr.

Max Meier

URSACHEN und HINTERGRÜNDE zu HOLOCAUST

FASCHISMUS 2. Weltkrieg

Zu beziehen bei Max Meier, Hubrainstrasse 25, 8124 Maur, oder durch Einzahlung von 3 Franken auf PC 80 – 39 639, Verlag für politische Bildung.

Aufklärungsbeitrag zum Holocaust-Film
Ergänzung zur Fernseh-Dokumentation

VERLAG FÜR POLITISCHE BILDUNG – 8124 MAUR

Machen Sie uns bekannt! Verteilen oder verkaufen Sie «das konzept» an öffentlichen Veranstaltungen in ihrer Region. Wir schicken Ihnen gerne Nummern zu (Tel. 01/47 75 30).

Mach dini Cigarette sälber.

Leichter zu drehen,
da langfaserig geschnitten. Immer frisch, da doppelt verpackt.

Oettinger Imex AG

DISSERTATIONEN

druckt exzellent

BÖNECKE

Lieferung erfolgt jeden Dienstag und Freitag.
3392 Clausthal-Zellerfeld
Fach 29 Ruf 05323/3525
Schnelldruckerei

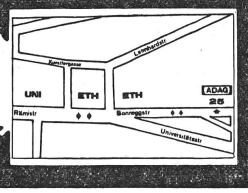
von DIN A4-Vorlage auf DIN A5-Format	bei Expl.	DM pro Seite
	70	3.60
	100	3.80
	150	4.10
	200	4.35
	300	4.55

Frachtverbilligung
Raster billigst!

Angebot anfordern

Passt ... (weitersagen)

ADAG ADMINISTRATION & DRUCK AG **COPY-CENTER**
Sonneggstrasse 25 – 8006 Zürich – Telefon 01/47 35 54



das konzept – Sonderangebote

Alle die folgenden Artikel können bestellt werden bei der Redaktion «das konzept», Weinbergstr. 31, 8006 Zürich.

Anzahl	Artikel		Preis inkl. Porto + Verpack.
...	Inhalts- und Autorenverzeichnis 1972–78		9.20
...	Inhalts- und Autorenverzeichnis 1978		3.20
...	Schulspiel (aus Nr. 6/76), dreifarbig, A 2, starkes Papier, (ab 5 Stück 3.–)	gefalzt	4.20
		ungefalzt in Rolle	5.50
...	Arbeitslos-Spiel (aus Nr. 1/76), einfarbig, A 2, starkes Papier (ab 5 St. 1.–)	gefalzt	2.20
		ungefalzt in Rolle	3.50
...	Sonderdruck «Nukleare Aufrüstung»		1.40
...	Alte «das konzept»-Jahrgänge, pro Jahrgang		12.—
...	Poster «Unser Strauss» (aus Nr. 1/78)	ungefalzt in Rolle	4.—
		gefalzt	2.40
...	Poster «Gefangener der Freiheit» (aus Nr. 4/78)	ungefalzt in Rolle	4.—
		gefalzt	2.40
...	Poster «Gesellschafts-Schichten (aus Nr. 6/79)	ungefalzt	7.20
...	Mai-Zitig 1978, «10 Jahre nach 68»		2.40
...	Mai-Zitig 1979, «Finanzplatz Schweiz»		2.40
...	Sonderbeilage «Film in der Schweiz» I (Jan 78)		1.40
...	Sonderbeilage «Film in der Schweiz» II (Jan 79)		1.40
...	Sonderbeilage «Literatur in der Schweiz» I (Okt 78)		1.40
...	Sonderbeilage «Literatur in der Schweiz II (Okt 79)		1.40
...	Sonderdruck des Artikels von Jürg Weibel aus Nr. 6/78		1.40
...	Adressliste der Alternativmedien (Mai 79 neu)		1.40

Zahlungsmodus

☐ *Ich überweise gleichzeitig mit dem Absenden dieses Talons den entsprechenden Betrag auf das PC-Konto 80-37626, «das konzept», Zürich (Verwendungszweck bitte auf der Rückseite des Abschnittes vermerken)
☐ *Ich lege den entsprechenden Betrag in Briefmarken bei
☐ *Ich lege den entsprechenden Betrag in Banknoten bei.

(*Zutreffendes ankreuzen)

Name, Adresse

4. 12. 79 Diggelmann wird abgedankt

Von Niklaus Meienberg

Begräbnisse in unseren Gegenden sind obszön, eine Zupfstube oder der Stützli-Sex ist nix dagegen. Da kann man nichts machen. Das liegt in der Natur der Sache und im Wesen des Todes – des Todes, wie er bei uns zwinglianisierten Mumien verstanden wird. Wir schlucken bekanntlich die Trauer herunter, bis der Magen verkrebst, wie wir auch die Freude verschlucken, bis das Gekröse vertröchnet. Offenes Trauergeheul gibt's bei uns nicht, wohin kämen wir auch, die Kirchenscheiben, die teuren, von der Kirchgemeinde für gutes Geld gekauften, gingen in Brüche, die Trauer würde das saumässig kostbare Glas zersingen. Man rauft sich nicht die Haare, schreit nicht gellend, zerreisst sich nicht die Kleider, streut keine Asche auf den Kopf, bestreicht das Gesicht nicht mit Trauerfarben.

Die Trauer, oder was wir dafür halten, rieselt ausschliesslich inwendig herunter, vielleicht darf man ein wenig still briäggen, aber bitte nicht ohne Nastuch, und dann alles im Magen-Darm-Trakt versikkern lassen. Die wenigen noch intakten Stämme in Afrika oder auch die brasilianischen Mischvölker haben mehr Anstand (und noch an der Rue Ferdinand Duval in Paris bei den Arabern ist es besser), mehr Würde, spüren und feiern die Festlichkeit des Todes, schluchzen und wimmern in einer anständigen Tonstärke und lassen das Heulen in Ekstase übergehen, schreien die Trauer heraus und kaputt und läutern sich und kommen müde, aber glücklich von den Begräbnissen zurück, und oft gibt es noch, anschliessend nach dem Besäufnis, eine allgemeine Copulation. Miel et Cendres, wie der Ethnologe sagt. Auf dem Land bei uns haben sich noch bescheidene Rückstände erhalten, Totemöli etc., aber grossartig ist das auch nicht mehr.

In diesem Zwingli-Zürich jedoch: Brrrrr. Brrrrr. Brrrrr. Da ist der Tod etwas, das den Erwerbsfleiss stört, man muss ES unter einer Decke von Wohlanständigkeit begraben. Da kann man auch gar nicht sterben, weil man nie richtig gelebt hat. Mitten im Leben sind wir schon tot. Media in vita mortui sumus. Drum sind Abdankungen/Begräbnisse hier eine Sache, die mehr tötelet als der Tod selbst, der ja durchaus eine normale, manchmal auch willkommene, oft sanfte, aber immer umwerfend gewaltige Erscheinung ist. Tod und Liebe stören den Geschäftsgang, darum wird hier nicht heftig geliebt, aber auch nicht festlich abgedankt, das würde nämlich einige Tage brauchen; und wird nicht vital gestorben. Gar den Zusammenhang zwischen LIEBE und TOD aufleuchten lassen an einer Abdankung, wie es im Barock noch gang und gäbe war – eine der schönsten von den erotischen Arien von Bach heisst: ICH FREUE MICH AUF MEINEN TOD, womit nicht Selbstmord gemeint ist, eine andere: KOMM O TOD DES SCHLAFES BRUDER . . ., nein, das kommt schon gar nicht in Frage, da tömmer nöd, diese Suppe ess ich nicht. Lieber Krebs.

*

Also dass die Bürgerlichen sich todlangweilig begraben lassen, die Plastic people vom Züribärg, das ist begreiflich. Das passt zu Zorn* und anderen Biographien.

Aber dass der *linke Diggelmann,* der in gesunden Tagen die Bürgerwelt verlachte –.

Es war schauderhaft.

Niemand hat geschrien. Niemand hat geschrien aus Trauer über Diggelmann, niemand hat geschrien aus Wut über die obszöne Veranstaltung. Alle hockten belämmert in den Bänken und lutschten privat an ihrem Träuerchen. Nicht einmal ein Choral – es gibt *furchtbar* schöne Choräle –, der *gemeinsam gesungen* worden wäre. Nichts. Auch die *Internationale* wurde nicht gesungen. Da taar mer nöd i de Chele.

Statt dessen, auf ausdrücklichen Wunsch des Verstorbenen, aber den Wunsch hat er vermutlich in sehr reduziertem Zustand geäussert, ein Lebenslauf, verlesen vom Pfarrer, der allen konkreten Aufruhr daraus entfernte, alles Gefährliche vergass, und eine Rede von – aber das kommt gleich. Der liebe Verstorbene habe *«in einem Roman eine Zürcher Werbeagentur beschrieben»* – welche war das doch gleich? Hat die keinen Namen? Hiess doch *Farner,* wenn ich nicht irre, und Farner hat alle Hebel in Bewegung gesetzt, damit das Buch nicht richtig besprochen werden konnte. Und Diggelmann hat jahrelang mit den Folgen seines Romans zu tun gehabt. Und vermutlich ist er auch ein bisschen verbittert, weil die Themen, die er aufwarf, gar nicht richtig diskutiert wurden. Und weil sich nichts verändert hat, nicht mal in den *Köpfen,* in bezug auf die Werbeagenturen. Bekanntlich hat er dann angefangen zu saufen wie ein Loch. Das darf man aber auch nicht *sagen,* dass der arme Kerl gesoffen hat, obwohl es alle wissen. Ist Saufen eine Schande, wenn's einem schlechtgeht? Wenn man in die fürchterliche Tiefkühltruhe der Literarizität gesteckt wird, und/oder zur Sau gemacht wird, wie es allen Schriftstellern hierzulande passiert, wenn sie etwas Konkretes aufgreifen, ist dann Saufen eine Schande? Von den *guten* Schriftstellern in diesem Land saufen drei Viertel. Zwei Drittel davon waren an der Abdankung.

*

Vielleicht denkt man, jetzt kommt nach dem Pfarrer der Jazz, etwa das Negerbegräbnis von Louis Armstrong zum Beispiel wird gespielt? Ach nein. Jetzt kam
Professor Dr. Werner Weber, *Alt*-Feuilletonchef – er passte in die *alte* Kirche Wollishofen – der NZZ, schritt durch den Kirchenchor, wand sich an den Kränzen, welche die DEUTSCHE DEMOKRATISCHE REPUBLIK gestiftet hatte, vorbei – der Verstorbene, zu Hause unbehaust, hatte auswärts eine Heimat gesucht; ausgerechnet dort, wo alle seriösen Schriftsteller verjagt werden, und hatte in den letzten Jahren völlig unkritisch über die DDR geschwärmt, wo man unsere Dissidenten liebt, während man die eigenen weniger liebt –, wand sich an den Kränzen vorbei, kletterte auf die Kanzel, hielt, ausgerechnet er, der den Aufruhr des W. M. Diggelmann immer unfein gefunden hatte und zuwenig literarisch, solange Diggelmann wirklich gefährliche Sachen geschrieben hatte, eine saumässig metaphysische Ansprache, verglichen mit der die Trosteswörtlein des Pfarrers direkt unpfäffisch wirkten. Natürlich nichts Konkretes, wie hätte er auch können. Der Vertreter jener Zeitung, welche den Vietnamkrieg *bis zum Gehtnichtmehr verteidigte,* dankt den Diggelmann ab, der die Amerikaner immer vehement bekämpfte.

Dann ging er, vorbei an den Kränzen, wieder zu seiner Kirchenbank. Kirche, DDR und NZZ. Weltweit herrschende Orthodoxie, wie Urs Herzog sagen würde. Prima Zusammenarbeit. Wäre Diggelmann im lebenden Zustand mit einem gefährlichen Manuskript zu Werner Weber gekommen, er hätte sich auslachen lassen müssen: so was gehört nicht ins Feuilleton, und in die andern Sparten schon gar nicht. Man kann Weber aber keinen Vorwurf machen, Diggelmann *wollte* von ihm abgedankt werden. Die bürgerlichen Wünsche, seine eigenen, haben ihn zum Schluss gefressen, weil es in diesem Land scheint's keine Alternative zur Bürgerlichkeit gibt. Verschluckt hat ihn das Gemüt einer herzlosen Welt, Re-li-gi-oooon.

Oder was man in Zürich dafür hält.

Da war keiner, der geschrien hätte. Oder dem Weber die Kränze der DDR über den Kopf gestülpt hätte, mit höflicher Empfehlung des *jungen* Diggelmann, der *«Das Verhör des Harry Wind»* geschrieben hat.

*Fritz Zorn, Mars. München, 1977 («Ich bin jung, reich und gebildet, und ich bin unglücklich, neurotisch und allein . . .»).

Zum Tode von Rudi Dutschke

Wolf Biermann

Mein Freund ist tot, und ich bin zu traurig,
um grosse Gemälde zu malen
– sanft war er, sanft, ein bisschen zu sanft
wie alle echten Radikalen.

Er redete viel, und er hörte gut zu,
und er hatte ein offenes Gesicht.
Er wurde geliebt und er wurde gehasst,
und das hielt ihn im Gleichgewicht.

Das war eine offene Zeit! Das war
im achtundsechziger Jahr,
da fing alles an mit Vietnam
und mit dem Mörder, dem Schah.

Und das kranke Westberlin, es hing
wie eh und je am Tropf
– da schoss einer mit einem alten Colt
drei Kugeln in Rudis Kopf.

Wir haben es nicht vergessen, wer
die wahren Mörder sind!

Es war nicht der Mann mit dem Ballermann,
dieses irre gemachte Kind.

Und Rudi lag da in seinem Blut
auf offener Strasse erschossen.
Der Tod liess sich Zeit. 11 Jahre lang
hat er gewartet. Ach! Possen,

todtraurige Possen treibt das Leben
mit den Toten auf Urlaub! Wie schade, wie fad!
Jetzt sollen wir wohl denken: der starb im Bett
Jetzt sollen wir wohl denken: der starb im Bad
und nicht auf der Barrikade.

Mein Freund ist tot, und ich bin zu traurig,
um grosse Gemälde zu malen
– sanft war er, sanft, ein bisschen zu sanft.
wie alle echten Radikalen.

Rudi Dutschke ist tot

Vor den Vätern sterben die Söhne

«Drei Kugeln auf Rudi Dutschke
Ihm galten sie nicht allein
wenn wir uns jetzt nicht wehren
wirst du der nächste sein.»
Wolf Biermann, Quartplatte 3, 1968

Rudi Dutschke starb über Weihnachten bei Freunden, in der Badewanne, wie Jean-Paul Marat, angeblich an den Folgen eines epileptischen Anfalls. Der französische Revolutionär verblutete unter dem Messer der Charlotte Corday, eines einfachen Mädchens aus der Normandie. Dutschke erlag – mit elf Jahren Verspätung – den Kugeln des jungen Arbeiters Josef Erwin Bachmann, der ihn, unter der Wirkung der Hetztiraden der Springer-Presse, in Berlin auf offener Strasse niedergestreckt hatte. Lieber rot als tot . . . «Da fragt man sich auch, ob es nicht einer von jenen blinden Zufällen ist, die in ein Muster passen», schreibt Jürgen Habermas in seinem Nachruf.

*

Muster? Das Jahrzehnt des grossen Reinemachens ging zu Ende. Deutscher Radikalenerlass, Cincera, Gilgens Berufsverbote, Bravsein, Spielregeln einhalten, Resignation. «Die grossen Tendenzen der siebziger Jahre? Ich stelle vor allem fest: das Leiserwerden. Die grossen Töne auf der Strasse sind verstummt. Gesellschaftsverändernde Parolen, die auf Spruchbändern standen, werden kleingeschrieben und leise ausgesprochen – oder gar nicht mehr. Nehmen wir nur die U-Musik: Was für ein Gefälle von Mick Jagger zu John Travolta. Ein obszöner Schwung wird zur blossen Garnitur; Paradise NOW! – zu Saturday Night Fever.» (Adolf Muschg im «Sonntags-Blick».)

*

Erinnerung an Dutschke. Persönlich erlebt hab' ich ihn nie. Aber er wurde zum Symbol nicht nur meines Ausbruchs. Zuerst die Schlagzeilen, auch hierzulande: «Der rote Rudi», Bürgerschreck vom Dienst. «Staatsfeind Nr. 1», wie ihn die Springer-Presse nannte. Ein schrecklicher Typ musste das sein. Ablehnung. Dann die gezielten Schüsse auf den Studenten Benno Ohnesorg, an der Demonstration gegen den Schahbesuch in Berlin, am 2. Juni 1967. Auf Che Guevara, 1967, Martin Luther King, 1968. Mai 68: Barrikaden und Polizeirepression. Schüsse auf die «imagination au pouvoir». Auf Zehntausende in Vietnam. Und auf Dutschke, am 11. April 1968. Empörung. Erwachen. Sympathie. Aufbegehren. Dutschke hatte doch recht.

*

Es soll hier nicht darum gehen, ob er als Antiautoritärer recht hatte. Oder darum, welcher nun der richtige Dutschke gewesen sei, der radikal linke, der auch Gewalt nicht ausschloss («Die Phrase der Gewaltlosigkeit ist immer die Intergration der Auseinandersetzung. Wer das begreift, kämpft mit allen Mitteln für sich und andere.»), oder der Vorkämpfer für die Grünen der letzten Jahre. Den Dogmenstreit überlasse ich den Sekten. Mich interessierte der Mensch (ein wahrlich radikales Wort, in einer Welt, wo nur noch «Leute» zugelassen sind), der auf seiner Hochzeitsfeier hatte vorlesen lassen: «Setze den Menschen als Menschen und sein Verhältnis zur Welt als ein menschliches voraus, so kannst du Liebe nur gegen Liebe austauschen, Vertrauen nur gegen Vertrauen etc. Wenn du liebst, ohne Gegenliebe hervorzurufen (. . .), wenn du durch deine Äusserung als liebender Mensch dich nicht zum geliebten Menschen machst, so ist deine Liebe ohnmächtig, ein Unglück.» «Das Zitat stammt von Karl Marx (Ökonomisch-philosophische Manuskripte, 1844). Marxismus, zu Ende gedacht.

*

Der Mensch auch, der an sich selbst nach dem Attentat eine gewaltige Wiederaufbauarbeit leistete. Der sich aber trotz brutal geschädigtem Sprach- und Sehzentrum nie in die Resignation zurückzog – wer sonst hätte mehr Anrecht darauf gehabt? – noch in blindwütenden Radikalismus ausbrach. «Er wollte bei seiner Spracharbeit zugleich Inhalte erarbeiten, die ihn befähigten, sich selbst zu begreifen, nämlich das, was er bis dahin politisch gearbeitet hatte und das, was zur Neuformulierung einer politischen Handlungsperspektive nötig sein würde», schreibt sein Psychologe, Thomas Ehleiter, der ihn damals betreute.

*

«Der junge, lohnabhängige Arbeiter Bachmann ist nicht im wesentlichen Schuld an dem Attentat. (. . .) Er hat das wirkliche Wesen dieser Gesellschaft als erster ausgeführt.» So Dutschke Monate nach den Schüssen. «Ich habe von der Ermordung von Martin Luther King gelesen. Da habe ich gedacht: ‹Das musst auch du machen.› Ich konnte Dutschke nicht leiden. Er ist ein Kommunistenschwein», bekannte der – so seine Mutter – politisch uninteressierte Bachmann. Ein armseliger Mitläufer. «Es gedeihen hier Kräfte und Gruppen, denen eine Bluttat wie selbstverständlich erscheint», klagte der Starkommentator des deutschen Fernsehens ARD, Dieter Gütt, an. Als sich Bachmann 1970 umbrachte, war Dutschke davon sehr berührt.

*

Die «Kräfte und Gruppen» heissen zum Beispiel «Bild», «BZ», «Welt». «Die Kugel Nr. 1 kam aus Springers Zeitungswald, ihr habt dem Mann die Groschen auch noch dafür bezahlt.» (Biermann.) Auf diesem Mist gediehen auch «Blüten», wie die folgende (einer der unzähligen Schmähbriefe, die Dutschke nach dem Attentat erhielt): «Hoffentlich krepierst Du Mistvieh bald. 90% West Berliner wünschen das. Solch Penner, wie Du bist, gehören in den U-Bahn-Schacht getrieben und dann zugeschüttet. Ein Hund wie Du, der nur morden, schlagen und stehlen kann, gehört in den Osten, da wo Du Geld bekommst. Für Parasiten ist hier kein Platz. Hau ab nach drüben.» Arme, verschaukelte Narren! Beim Durchlesen der Drohbriefe fällt auf: wirre Gedankengänge, primitiver Ton, grobes Vokabular. Wieviel moderner Analphabetismus wäre da noch zu bekämpfen?

*

Es gab auch andere Briefe, zum Beispiel diesen: «Die Schläge und Fusstritte der Nazischergen spüre ich noch. Auch das warme Blut aus Mund und Nase. Die Vernarbungen sind dünn und brüchig. Nachts erwache ich. Ein Blutstrahl schiesst mir aus der Nase. Wieder liege ich in meinem Blute.» (Ein politisch verfolgter Sozialdemokrat.)

*

«Also, Dutschke war ja selbst ein Apostel der Gewalt», werden einige einwenden. «Seine Saat ging auf. Schauen Sie nur mal den Terrorismus.» Ja, die Saat ging auf. Fragt sich nur, welche und wessen Saat. Ich hab's da eher mit Frisch, der der SPD die Frage stellte: «Wieviel Wirkungsraum wurde dieser Generation eingeräumt, um ihre Epoche zu gestalten, zusammen mit den Vätern? (. . .) Um das Potential ihrer Erwartungen einzubringen in die Praxis, so dass sie sich mit dem Staat, der daraus entsteht und fragwürdig wäre wie jeder Staat, hätte identifizieren können? Erwartet wurde ihre Unterwerfung; geblieben ist: einerseits die Resignation (. . .) und andererseits die Paranoia der Terroristen.» Die Söhne mussten vor den Vätern sterben.

*

Eine andere Saat ist auch aufgegangen. «Keine Lüge ist in ‹Bild› so absurd, dass sie nicht noch gesteigert werden könnte», meint Günter Wallraff in seinem zweiten «Bild»-Buch «Zeugen der Anklage»*.«Bild» ist mittlerweile zur Zeitung mit der grössten Auflage in Europa herangewachsen.

*

«Weitermachen», hatte Marcuse Dutschke am Krankenbett zugerufen. Dutschke hat weitergemacht.

Stefan Hartmann

* *Eine der gröbsten Lügen ist im ‹konzept› Nr. 5/79 nachzulesen, erhältlich für 2 Fr. in Briefmarken bei der Redaktion.*

Lebensdaten

1940 geboren in der DDR
1958 wird wegen Wehrdienstverweigerung vom Studium ausgeschlossen
1961 beginnt in West-Berlin, nachdem er das Abitur nachgeholt hat, sein Soziologiestudium
1964 Kontakte mit dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund, in dem er allerdings nie eine Funktionärsrolle annahm
1967 Erschiessung des Studenten Benno Ohnesorg
1968 Attentat auf Dutschke (11. April)
1970 Selbstmord des Attentäters Bachmann
1971 Lehrauftrag in Aarhus (DK)
1974 «Versuch, Lenin auf die Füsse zu stellen»
1976 Beginn der Arbeit für die Grünen (Umweltschutzpartei)

Spots

Hanni Gaugel, Geschäftsführerin des Bundes Schweizerischer Frauenvereine, meint: Im Grunde profitiert natürlich die Ehe- und Hausfrau ganz erklecklich, indem der Ehemann sie ernährt, ihre Kleider kauft und u. a. ihr das Dach über dem Kopf sichert. Meint sie im «Pro». Und was meinen die Frauen? –

Mässi villmal!

*

Vor Monaten hatte das federführende Departement Furgler den Atomkraftwerkgegnern der Überparteilichen Bewegung Solothurn/Aargau (ÜBA) im Beschwerdeverfahren gegen das inzwischen wacker dampfende AKW Gösgen Hearings zugesagt. Die Vorbereitungen waren praktisch abgeschlossen, die Experten eingeladen, da kam aus Bern das Ultimatum: Entweder ihr blättert 15 000 Franken als Kostenvorschuss für den Prozess hin, oder wir lassen die Hearings platzen! ÜBA-Präsident Alex Oberholzer hatte alle Mühe, in der durch zwei Abstimmungskämpfe im vergangenen Jahr finanziell arg geschwächten AKW-Bewegung das nötige Geld zusammenzukratzen. Auch eine persönliche Intervention bei Bundesrat Furgler durch Nationalrat Alexander Euler (SP, BS) nützte nichts: Wer nicht zahlen kann, hat kein Anrecht auf rechtliches Gehör – auch wenn es um Leben und Tod geht.

*

Schwule erhalten keine Erlaubnis, in die USA einzureisen, (sie teilen diese freundliche Behandlung mit den Drogenabhängigen und den Angehörigen [falscher] politischer Parteien, im Klartext: mit den Kommunisten). Homosexualität wird von den US-Behörden als «Krankheit» angesehen. Schwule, welche trotz dem Verbot einreisen wollen, müssen sich einer Befragung unterziehen, mit welcher die Behörden die «Ansteckungsgefahr» abklären. Im August vergangenen Jahres entschied die US-Regierung, diese schikanöse Prozedur fallenzulassen. Das Justizministerium lief aber Sturm gegen diesen Entscheid und verlangte, dass das Verbotsgesetz rigoros angewendet werde. Man nennt das wahrscheinlich «Fortschritt der amerikanischen Medizin». – Übrigens: Touristen sind vom Gesetz nicht betroffen, der Homosexualitätsvirus überträgt sich nicht kurzfristig!

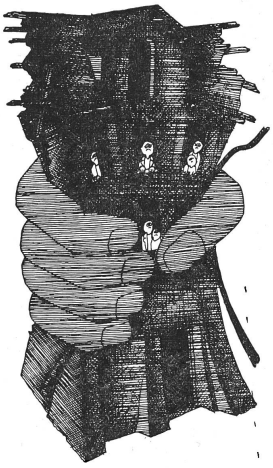
Zürcher Quartiergruppe kämpft erfolgreich um leere Wohnungen

Die stillen Besetzer

Von Beat Schweingruber

Der Kampf um leerstehende oder dem Abbruch geweihte Wohnungen hat in Zürich neue und durchaus nachahmenswerte Dimensionen erhalten: Durch geschickte Taktik hat die Quartiergruppe «Luft und Lärm» von der Stadt die Überlassung von vorderhand sieben leeren Wohnungen in Gratis-«Gebrauchsleihe» erreicht.

An der *Hellmutstrasse im Zürcher Arbeiterkreis 4* wiederholte sich im letzten Sommer mehrmals dasselbe merkwürdige Schauspiel: Aus der etwas verwahrlosten Häuserzeile zieht eine Familie aus. Bald darauf erscheinen Handwerker und demontieren sämtliche Installationen, schneiden Gas- und Elektrizitätsleitungen entzwei, reissen WC-Schüsseln, Gasherde und Holzöfen heraus, deponieren alles in einem Raum und verschwinden wieder. Das übliche Vorgehen eines Bauspekulanten, der zwischen dem Leerwerden eines Hauses und dem bevorstehenden Abbruch eine *Besetzung verhindern* will.



(Zeichnung: Mattiello)

Ein «gewöhnlicher Bauskandal»

Nun gehört die betreffende Häuserzeile aber der öffentlichen Hand. Ursprünglich wollten die PTT darauf ein grosses Fernmeldezentrum errichten. Doch massiver Protest – auch aus bürgerlichen Kreisen – gegen die damit verbundene Zerstörung von billigem Wohn- und Gewerberaum zwang die Stadtbehörden zum Intervenieren. Durch Landabtausch gelangte das Areal 1973 in den Besitz der Stadt Zürich.

Die Stadt plante darauf einen Neubau mit «grosszügigen» Wohnungen, zweigeschossigen Wohnateliers und Büroräumen – was natürlich der politischen Absicht, billigen Wohn- und Gewerberaum zu erhalten, ebensowenig entspricht wie der Bau einer Telefonzentrale. Zudem hat sich gezeigt, dass an dieser wenig bevorzugten Lage kaum eine Nachfrage nach luxuriösen Wohnungen besteht.

Doch was immer dort allenfalls gebaut werden soll, es wird frühestens *in fünf Jahren ausführungsreif* sein. Trotzdem trachtete die städtische Liegenschaftenverwaltung darnach, die alten Häuser möglichst rasch leerzukriegen und abzureissen. Die zum Teil jahrzehntelang eingesessenen Altmieter erhielten zwar keine Kündigung, doch wurden sie in den Notwohnungsmieter-Status versetzt, und der baldige Auszug wurde ihnen nahegelegt. Im Grunde nichts anderes als einer jener Baupolitikskandale, wie sie in und mit der Stadt Zürich fast an der Tagesordnung sind. Und anderswo wohl auch.

Die Quartiergruppe *«Luft und Lärm»*, die mit eher unkonventionellen Mitteln für mehr Lebensqualität im Kreis 4 kämpft (beispielsweise durch die Sperrung der berühmt-berüchtigten Langstrasse-Unterführung während der Abendspitze), sorgte indessen dafür, dass auch an der Hellmutstrasse nicht alles so rund lief.

Eine Besetzung der Häuser wurde von Anfang an verworfen. Erstens waren die Häuser teilweise noch von den ursprünglichen Mietern bewohnt, und zweitens haben Besetzungen bisher immer nur zu *vorübergehenden Erfolgen* geführt. Dagegen waren Leute in genügender Zahl vorhanden, die eine dauerhaftere Bleibe brauchten.

Diese Leute schlossen sich nun zum «Mieterverein Luft' und Lärm» zusammen. An einem Novembersamstag veranstalteten sie an der Hellmutstrasse einen Tag der offenen Tür und führten Presse und Öffentlichkeit die leerstehenden und teilzerstörten Wohnungen vor. Gleichzeitig forderte der Verein in einer Eingabe an die Stadtverwaltung, *es seien ihm die leeren Wohnungen gegen einen symbolischen Mietzins von einem Franken zu überlassen,* und zwar so lange, bis ein baureifes Projekt mit billigen Wohnungen vorliege. Der Mieterverein würde dafür die Wohnungen auf eigene Kosten wieder instandstellen.

«Gebrauchsleihe» bis 1982

Erstaunlicherweise stiess dieser Vorstoss in der Verwaltung nicht auf völlig taube Ohren. Einigen Leuten war offensichtlich nicht mehr ganz wohl bei der Sache. Überdies «bearbeiteten» sozialdemokratische Parlamentarier ihre Genossen im Stadtrat (Exekutive). Nach wenigen Tagen liess sich der Stadtrat tatsächlich fast vollzählig herbei, um die Wohnungen zu besichtigen. Gefasst auf eine «Besetzerszene», wurde er aber vom Mieterverein mit Blumen, Musik und einem riesigen Herz über der Haustür empfangen.

Überraschend und völlig unerwartet entschied der Stadtrat eine Woche später, die sieben bisher leeren Wohnungen würden dem Mieterverein unentgeltlich in *«Gebrauchsleihe»* überlassen. Auf einige zentrale Forderungen des Mietervereins ging der Stadtrat allerdings nicht ein: Nicht akzeptiert wurden der symbolische Mietzins (das hätte den Bewohnern die Rechte regulärer Mieter verliehen), die Forderung nach Überlassung der künftig freiwerdenden Wohnungen sowie die «politische» Befristung der Mietdauer (bis zur Erstellung billiger Wohnungen). Die Leihverträge sind jetzt schon auf März 1982 befristet, obwohl bis dann sicher noch kein baureifes Projekt vorliegen kann.

Im Bestreben, den Spatz nicht aus der Hand zu verlieren, packten die «Luft und Lärm»-Leute trotz den schlechten Vertragsbedingungen zu. «Man hätte mit Verhandlungen vielleicht noch etwas herausholen können, aber in den wichtigen Punkten hätte die Stadt kaum nachgegeben», meint einer der Beteiligten. Über die wahren Gründe für das plötzliche Einlenken des Stadtrats lässt sich nur mutmassen, von «die haben halt wirklich ein schlechtes Gewissen» bis zu «die warten bloss ab, bis es irgendwelche ‹Lämpen› gibt, dann brechen sie das Experiment ab und können selbstgefällig die Hände in den Schoss legen».

Der Fall soll Schule machen

Dass es nicht soweit kommt, liegt nun an den neuen Bewohnern. Eine erste Zerreissprobe hat die Gemeinschaft bereits überstanden, als es um die Auswahl der Mitbewohner und um die Verteilung der Räume ging. Weitere Probleme werden sich aus den Renovationsarbeiten ergeben.

Aber allen Beteiligten ist klar, dass es klappen muss. Der Fall Hellmutstrasse soll Schule machen: *«Andere Leute können sich jetzt auf uns berufen und dasselbe Recht verlangen. Die Stadt Zürich hat noch einen Haufen leere Wohnungen!»* Ja – und andere Städte wohl auch.

Die Sprache der Häuserbesitzer

«Im weiteren möchten wir Ihnen mitteilen, dass ab März/April 80 an der Liegenschaft eine umfassende Renovation stattfindet: Einbau einer Zentralheizung mit Warmwasseraufbereitung, Einbau von neuen Küchen, Einbau von Badezimmern, Einbau von neuen Fenstern, Ausbau des Estrichgeschosses etc. Wie Sie wissen, ist die halbjährige Umbauzeit mit vielen Unannehmlichkeiten wie Schmutz, Lärm usw. verbunden. Wir stellen Ihnen daher frei, ob Sie ausziehen wollen, was unter einmonatiger Kündigungsfrist ab 31. Dezember 1979 jederzeit möglich ist.»

(Zitat aus einem Rundschreiben einer Basler Finanzierungs-AG an die «sehr geehrten Mieter».)

In Zürich ist zwar das Konkubinatsverbot von Staats wegen aufgehoben; dies hindert aber viele Vermieter nicht daran, auf ihren Vorstellungen vom «sauberen Wohnen» zu bestehen:

«Zweizimmerwohnungen gibt es vermutlich genug für Unverheiratete. Grössere Wohnungen sollten prinzipiell nur an Eheleute abgegeben werden . . . Wer von den beiden Ungebundenen soll staubsaugen und abstauben? Beide gehen arbeiten, er abends in den Sportklub usw., sie ebenfalls oder in die Diskothek, keiner hat Zeit für obige Arbeit. Die Freundin sagt sich, warum soll ich den Putz machen? Die Waschmaschine wird in solchen Verhältnissen am Sonntag in Betrieb gesetzt!»

Fragt sich nur, lieber Leserbriefschreiber L. H. aus Kilchberg ZH, was für Verhältnisse nötig wären, um Ihre Ansichten wieder mal gründlich zu entstauben.

«Tages-Anzeiger» vom 1. 11. 79

das konzept Tip

Anti-AKW-Kalender 1980

Auch 1980 wird wieder weltweit ein kämpferisches Anti-AKW-Jahr. Der Anti-AKW-Kalender bringt Bilder und Texte über die **Bewegung in Spanien, Deutschland, Japan, den USA, der Schweiz** usw., herausgegeben von der Nationalen Koordination der Schweizer AKW-Gegner-Organisationen.

Zu beziehen für 5 Fr. per Einzahlung auf PC 30 – 792, Bern, oder bei: Nationale Koordination, Postfach 2409, 3001 Bern, oder Tel. (065) 23 34 08 (abends).

REIS MIT!

Wie mach' ich's?

Text sauber mit Schreibmaschine (grosser Abstand, kurze Zeilen) schreiben, maximal 35 Worte. Längere Inserate werden gekürzt. Name, Adresse nicht vergessen! Inserat, mit 40 Rp. frankiert, einsenden an **«das konzept», Reis mit, Weinbergstrasse 31, 8006 Zürich, Einsendeschluss wie Inseratenschluss (vgl. Impressum).**

Ich (34) suche Reisepartner(in) für eine ca. 8–10monatige Reise. Voraussichtliche Route: **UdSSR, Japan, evtl. China, Indonesien, Australien, Indien, Nepal.** Reisebeginn: August/September 1980. Wer hat Lust mitzukommen? Beat Fischer, Marzilistr. 17, 3005 Bern.

Suche Reisepartner(in) oder Gruppe für **Asienreise. 1. 4. bis 30. 9. 1980.** Marianne von Gunten, Lentulusstrasse 31, 3007 Bern, (031) 45 00 68.

Südostasien. Möchte im Frühjahr 1980 eine 5- bis 6wöchige Reise durch Indonesien oder anderes Land unternehmen. Suche dazu eine(n) Reisebegleiter(in). Paul Kurer (29), Schützenstr. 5, 8702 Zollikon, Tel. (01) 65 80 48.

2 Maitle (18/19jährig) suched öpper (wybl. oder männl.), wo met ehne im Summer 1980 ufene ca. 5wöchigi Ferereis Richtig **Griecheland oder Spanien/Portugal** chicmt. Bedingig: fahrbars Undergschtell! Banzinchoschte wärded teilt! Eusi Adrässe: Ursula Bahlo und Gina La Mantia, Seetalstr. 20, 6020 Emmenbrücke, (041) 55 80 61.

Suche Reisepartnerin für 14 Tage **Ferien in Norwegen** (Lofoten, in der Nähe von Narvik) im Juni 1980. Ich bin 32jährig und erwarte Deinen Anruf: (031) 51 89 79 (André).

Gesucht nette Partnerin für Rundreise- und Erlebnisferien nach **Jemen oder Russland/Zentralasien.** Ich bin 35/184, schlank, sportlich, reisefreudig und habe viele Interessen. Bitte Photozuschrift an Bruno Kläui, Sonnenstrasse 24, 2562 Port-Biel.

Ich, sehr reiselustig, fast neunzehn, suche Reisepartnerin für einen ein- bis zweimonatigen **Kanada-Urlaub** zwischen April und August 1980. Getrennte Kasse. Bitte schreibt mit Photo an: Rebecca Mori, Alemannengasse 25, Ch-4058 Basel.

Suche für Mai–Juni 80 unternehmungslustige, unkomplizierte Reisegefährtin für **Peru–Bolivien** individuell. Bin 26j., cand. med., freue mich auf Anruf oder Karte. Christine Wegmüller, Mohrhaldenstr. 120, 4125 Riehen BS, (061) 49 85 60.

Welches unternehmungslustige Girl kommt mit 19j. Abenteurer (Zeit oder Jugi) vom 29. 3. bis 21. 4. 1980 nach **Schweden, Norwegen, Finnland, Lappland mit Inter-Rail** und geniesst Freiheit, Einsamkeit und Naturschönheiten? Melde Dich bei Dani Sulger, Büel, 8907 Wettswil, oder Tel. (01) 700 03 43, abends.

Ab April/Mai 1980 möchte ich (26, m.) während längerer Zeit **einige fernöstliche Länder** bereisen. Wer hätte Lust mitzukommen? Tel. (074) 7 56 70.

24jährige sucht ab Mai ein oder mehrere Reisepartner(innen) für **Nordamerika, Mexiko** und eventuell noch weiter. Wer Lust, Zeit und etwas Geld hat, soll mir schreiben. Monika Köhne, Becherwaldstr. 14, D-7802 Merzhausen.

Ich (28) suche Reisepartnerin. Ziel: **Peru, Bolivien, Ekuador.** Zeit: Sommer 80 ca. 6–8 Wochen. Vreni Haldimann, Winkelriedstr. 40, 3014 Bern, Tel. (031) 42 98 11.

treff punkt

36jähriger Mann sucht im Raum Bern/Westschweiz Kontakt zu einem weiblichen Wesen für einen **Neuanfang.** Chiffre F 131.

Sportl. Berner (27 Jahre jung). Ich suche nette und treue Freundin zum **gemeinsamen Verbringen der Freizeit.** Melde Dich bald! Evtl. mit Bild und Tel.-Nr. Chiffre A 126.

Berner, 27/186, sucht **lieben und jungen Freund** für gelegentliche Treffs. Vielseitige Interessen: Dein Brief, evtl. mit Photo und Tel.-Nr., bitte an Chiffre B 127.

Ich suche ein Mädchen oder eine Frau, um mit ihm/ihr die körperliche Liebe leicht und unbeschwert von Bindungsabsichten zu erleben und zu geniessen. Ich bin m./23/178. Chiffre D 129.

Verträumter (aber nicht vertrottelter) **Student** der Uni Zürich sucht lieben diskreten Freund zum Aufbau einer sinnvollen Partnerschaft. Bitte schreibe mir. Chiffre E 130.

Ma (23), wo uf em Land wohnt, suecht **e sälbständigi Frau i de Stadt** (Zürich, evtl. Luzern) zum gläganti liche Undereschlüfe ame Wuchenänd. Chiffre C 128.

Die billigsten Kontakt- und Kleininserate weit und breit!

treff punkt FLOHMARKT

Kleininserat: 5 Zeilen **10 Fr.**
Kontaktinserat: 5 Zeilen **15 Fr.** (inkl. Chiffregebühr)
(Weitere Zeilen 2 Fr. Zeile à 30 Zeichen)

Talon ausfüllen und einsenden an: Inseratenverwaltung «das konzept», Weinbergstrasse 31, 8006 Zürich. Betrag (min. 10/15 Fr.) auf Postcheckkonto 80-36 651, Inseratenverwaltung «das konzept», 8006 Zürich, einzahlen oder Banknote beilegen. **Ihr Inserat erscheint nach Überweisung des Betrags.** Falls Text länger als gegebenes Feld, pro zusätzliche Zeile à 30 Zeichen 2 Fr. einzahlen. Unter dieser Rubrik werden keine kommerziellen Inserate angenommen.

Name und Adresse:

das konzept -Kreuzworträtsel Nr. 5

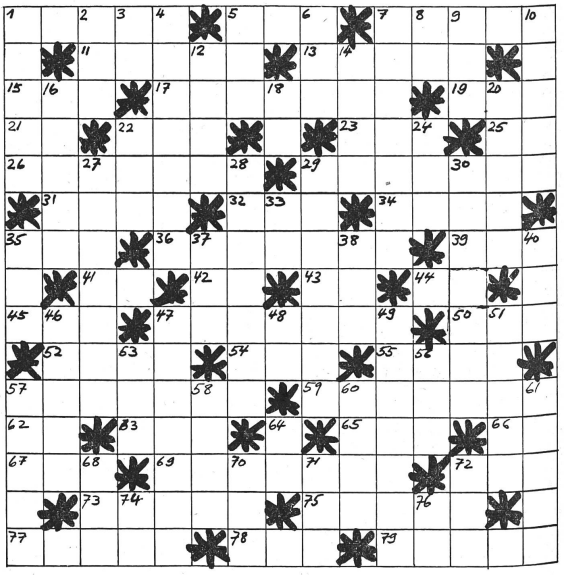
Gehen Sie hin, finden Sie 1, 5, 7, 32, 47, 73 und 75 waagrecht – und tun Sie desgleichen.

Senkrecht (i=j=y)

1 Trauert der Dragoner um die Schweizer Kavallerie, tut er es um die ungarische
2 Taucht so oft am Horizont auf wie das Nessie aus dem Wasser
3 Was du nicht lassen kannst!
4 Der zweite Wasservogel, der dem ersten in den Schwanz beisst, macht das Ganze zu einem 1.-Weltkrieg-Bündnis
5 Wer sucht, soll PEM finden
6 Verwirrter Tor an diesem falschen Ort
7 Abschätzig verkleinert auf der Strasse von Frommen verteilt
8 Nicht nur beim Jassen einsame Spitze
9 Ist alles darin, kann der Bauherr ruhig schlafen gehn
10 Wer bringt eigentlich den der Konsumentenpreise immer so durcheinander?
12 Tu dir das nicht die Lunge aus dem Leib, Jogger!
14 Ein kurzer Orientierungslauf am Sonntag gefällig?
16 Mit Vorteil von Zeit zu Zeit zu leeren
18 Hat sich von der Stadt längst losgesagt, gehört aber immer noch halb dahin
20 So hält sich die schweigende Mehrheit
22 Noch ein Ast, und Könige fühlen sich wohl darin
24 Bei der fusionierten Zeitung ist vom Ende bereits abzusehen
27 Wer glaubt, eine schliessen zu müssen, gibt dem Kind im Leib die Schuld
28 Ein Anfang trägt's von unten schon in sich (2 Wörter)
29 In solchen verglimmen bundesdeutsche Stummel
30 Linker Druckereimulti?
33 Unpolitischer Einsatz für politische Häftlinge?
35 Eine Partei feiert ihre dauerhafte Presse
37 Der griechischen Insel fehlt der französische Rücken
38 Setzt immer noch Hoffnungen in die Zukunft, aber nicht mehr bei der Migros
40 Schawinskis Anhängern kommt wohl das SRG-Programm so vor
46 Pariser Schmutzband
47 Der zweite wurde dem Bruder vom ersten verpasst (2 Wörter)
48 Die Linse streckt sich bis 64 senkrecht
49 Ein zweiter ist immer eine schlimme erste (2 Wörter)
51 Lägen solche rund um uns, so müssten wir uns wohl auch noch an einheimische Admirale gewöhnen . . .
53 Jährlich wird der letzte etwa zweimal, meist in Paris, ausgestossen
56 Was so zu lang erscheint hier kurz
57 Ein haltbarer Basler Vogel
58 Das polizeiliche wird für Terroristen immer engmaschiger
60 Erlkönigs Stammbaum?
61 Kurzgeschlossener Transformator
64 Siehe 48 senkrecht
68 Mit Mann in alten Schulbüchern
70 Dieses dürfte im Kino häufiger happy sein als der Zuschauer
71 Fast wie 54 waagrecht
72 Die neuesten Nachrichten aus Luzern
74 Wie Bundesräte anfangen
76 Noch schnell gelegt und dann erstickt

Waagrecht (i=j=y)

1 Nicht morgen, Leute!
5 Macht die Fektion vollkommen
7 Ausfüllen und senden an «das konzept»
11 Belebt das Pulverfass
13 Venus habe den schönsten
15 Kämpfermacher
17 Kleine gerollte numerierte Papierchen bringen Glück dabei
19 Tessiner Glotzophonie
21 Ausserer Kantonsteil
22 So beginnt das köstliche Tasten und . . .
23 . . . dazu führt es
25 Die franz. und ital. Version von 78 waagrecht
26 Die zwischen «LZ» und «focus» ist aus
29 Que le ciel ne lui tombe pas sur la tête
31 Lehrers Heim erster Ordnung
32 Ein Artikel in «das konzept»
34 Lola mit Fuss am Kopf
35 Die SBB von Airolo an abwärts
36 Fragen Sie Ihren Nachbarn, ob . . . doch «das konzept» abonnieren wolle (2 Wörter)
39 Arafats Truppe
41 Die Partei der Serbelnden Presse
42 Ohne dies ist die Schöne Lena nicht ganz vollkommen
43 Kurz gelacht ist ganz gelöst
44 Solche ITT-Inserate im «konzept» stossen vielen auf
45 Spaniens Sozialisten an kurzer Leine
47 Schon wieder Schleichwerbung
50 Endlich vom Rüedu befreit
52 Eisiger Schlägerklub aus Arosa
54 Dem verwirrten König aus Frankreich fehlt nur die Krone zum König der Mode
55 Stechen beim Schieben und siegen im Sport
57 Mögliche Profite finden immer solche Leute
59 Die Bälle müssen übers erste, sonst ist der zweite englische nicht zu gewinnen (2 Wörter)
62 Nationale Aufrichtung
63 Was wäre China ohne die Confœderation Helvetica?
65 Nein, das heisst doch nicht Rheumaliga!
66 Egon Erwin Kisch
67 No nukes? – please!
69 Dies Flackern in den oberen Tonlagen enerviert nur Banausen
72 Kein Engländer trinkt solch geschütteltes Bier
73 Wenn Sie 1, 5, 7, 32 und 47 waagrecht haben, liegt Ihnen dies auch nicht mehr auf dem Magen
77 Ihn lesen macht einem nicht nur dies
78 Damit, damit möcht' ich am Sonntag tanzen gehn
79 Meienberg, Ernst S.: Wo ist der Filmer?



Lösung zu Kreuzworträtsel Nr. 4 in Nr. 12/79

Waagrecht: 1 Muschgs, 6 Teheran, 10 ave, 11 Poe, 12 Eva, 13 Krug, 15 Po, 16 lo, 18 Bund, 21 Urs, 22 konzept, 24 miu, 25 Nr, 26 Lust, 27 Flab, 29 NR, 30 Mar, 31 Abo, 32 ken, 34 Tristan, 37 Not Zeit, 40 Bresche, 44 Tochter, 48 nah, 49 ihr, 50 VLE, 51 su, 53 Uran, 55 erst, 57 su, 58 Chi, 60 istkind, 61 RAC, 62 Hund, 64 ae, 65 BS, 66 POCH, 67 der, 69 Ike, 70 Dom, 71 Kreisel, 72 Niklaus

Senkrecht: 2 Saus, 3 CVG, 4 He, 5 spontan, 6 Telefon, 7 be, 8 EvB, 9 Raum, 13 Kunst, 14 RRR, 15 POS, 17 Opl, 19 Nin, 20 Durst, 22 Kurt, 23 Takt, 26 Lastsau, 28 bezahlt, 30 Mi, 33 ne, 35 rar, 36 ach, 38 Ono, 39 Ide, 40 Busch, 41 En, 42 Chri, 43 Ein Teil, 44 treiben, 45 CVSD, 46 te, 47 Rauch, 52 Uhu, 54 ASA, 56 RNS, 57 SAC, 59 indc, 61 Roma, 63 dei, 66 Pol, 68 RS, 70 dk

Für und wider die Grüne Partei Deutschlands

Von Wolf Biermann*

«Ich habe keine Patentrezepte»

Am Wochenende vom 12./13. Januar trafen sich in Karlsruhe die «Grünen» zur Gründungsversammlung ihrer Partei. Mit von der Partie waren auch prominente DDR-Dissidenten wie Bahro und Harich. Nicht dabei war der ebenfalls ausgebürgerte Sänger-Poet Wolf Biermann. Er gab am gleichen Wochenende in Zürich und Basel drei Konzerte. Gelegenheit für «das konzept», Biermann zu fragen: Wie stehst du zu den Grünen?

«Viele meiner Freunde sind Grüne geworden. Rudi Dutschke, Hoss (ein Betriebsrat von Daimler-Benz), Bahro, Jochen Steffen auch. Ich bin kein Grüner. Ich bin zwar gegen Atomkraftwerke. Zu den Grünen muss ich aber offen sagen, dass ich in dieser wichtigen Frage *noch nicht meiner Meinung bin* und keine Patentantwort dazu geben kann.

Die einzige hoffnungsvolle Bewegung

Ich kann nur sagen, dass die Grünen die einzige lebendige, hoffnungsvolle politische Bewegung sind, die es seit langer Zeit in der Bundesrepublik gibt. Wenn das die einzige Hoffnung ist, dann sieht es ziemlich dunkel aus. Denn da vereinigen sich Leute, die politisch sehr wenig miteinander gemeinsam haben, in bezug auf die ganze Gesellschaft. Durch dieses Nadelöhr der Grünen soll nun die ganze politische Bewegung hindurchgezogen werden. Ich bezweifle, dass das möglich ist, weil dort ja wirklich alles vereinigt ist vom rechtsradikalen Salatfresser bis zum frustrierten K-Sektierer. Es gehört nicht viel politische Phantasie dazu, sich auszurechnen, was passiert, wenn die das Unglück haben und über fünf Prozent kommen.

Die Grünen sind ein Ausdruck dafür, dass es in der Bundesrepublik weder eine kommunistische noch eine sozialistische Partei gibt. Darüber haben übrigens solche Linken wie mein Freund Dutschke oder Bahro oder Hoss auch keine Illusionen. Die sind nur der Meinung, dass die Linken die historische Aufgabe haben, diese grüne Bewegung mitzumachen und, wenn's geht, sie sozialistisch zu beeinflussen.

Mir wäre lieber eine sozialistische Partei, die unter anderem begreift, dass die Zerstörung der Natur ein Verbrechen ist.

Wegbereiter für Strauss?

Die Grüne Partei wäre ein Spiel, das man ernsthaft spielen könnte, wenn nicht die Gefahr bestünde, dass Herr Strauss mit Hilfe der Grünen an die Macht kommt. Ich bin zwar dagegen, dass man eine Art negativen Personenkult mit Herrn Strauss treibt und ihn dämonisiert, denn viel hässlicher als Schmidt ist er nach meiner Meinung auch nicht. Die Gefahr besteht aber in der praktischen Politik, dass die Grünen unfreiwillig und auf eine tragische Weise genau die vierte Partei sind, die Strauss gründen wollte, bloss viel eleganter, weil der Geschichtsprozess eben viel phantasievoller ist als irgendein krankes Gehirn an der Führung der CDU/CSU.

Es spricht aber auch vieles für die Grünen. Die Zusammensetzung der Grünen könnte auch ein Zeichen ihrer grossen Lebendigkeit und ihrer Zukunftschancen sein. Denn wie anders soll man in Zukunft die Aufgaben der Menschheit lösen, wenn nicht, indem man den Dogmatismus, den die verschiedenen Gruppen der Gesellschaft aufgebaut haben, endlich überspringt. Denn die Menschheitsprobleme werden bestimmt nicht von einer einzelnen Gruppe oder von einer Sekte gelöst. Und wenn ich mich dann noch erinnere an das Buch von Karl Marx über die Pariser Commune, das heisst ‹Der Bürgerkrieg in Frankreich›, und bedenke, was Marx dort sagte, dann spricht das eigentlich mehr für die Grünen.

Marx spricht für die Grünen

Marx sagte dort, weil an der Pariser Commune wirklich verschiedene Gruppen teilnahmen, die miteinander kaum etwas zu tun hatten: Eine echte, wirksame, lebendige Bewegung, sagte Marx, sei nur dann überhaupt möglich, wenn politische Kräfte gemeinsam auf die Strasse gehen, die miteinander eher verfeindet sind, die aber alle den holden Wahn haben müssen, dass ihre Interessen dort vertreten werden. Nur wenn dieser holde Irrtum möglich ist, kommen überhaupt so viele Menschen verschiedenster Richtung zusammen, um etwas zu bewirken. Was dann als Resultante des Geschichtsprozesses am Ende herauskommt, sagt Marx, ist natürlich immer etwas anderes, als was sich die beteiligten Helden vorgestellt hatten.

Leute, die sich für meine Arbeit und für meine Lieder interessieren, wollen natürlich in der Bundesrepublik von mir wissen, Wolf, sollen wir ‹Grün› wählen? Oder SPD? Und dann kann ich ihnen nicht sagen, du sollst oder du sollst nicht, weil ich es selber nicht weiss. Ich habe auch keine Lust, immer wieder das kleinere Übel zu wählen. Zumal die SPD in der Bundesrepublik immer mit vier- oder achtjähriger Verspätung genau die Politik macht, die sie bei der CDU/CSU verhindern wollte.

Ich finde es schade, dass die Grünen nicht die historische Möglichkeit haben, sich von unten her aufzubauen, von den Landtagswahlen her zum Beispiel. Sie werden direkt in den Bundeswahlkampf gestossen, mit der furchtbaren Belastung auf dem Rücken, zu entscheiden, ob Herr Strauss an die Macht kommt oder nicht. Das ist ein Ei, das noch nicht ausgebrütet ist. Man weiss nicht, was dabei rauskommt.

Ich halte es für eine sehr ernste Bedrohung, wenn Strauss an die Macht kommt, weil das nach meiner Meinung Fakten schaffen würde in der bundesdeutschen Wirklichkeit, die nicht so locker übern Hocker bei den nächsten Wahlen ausgebügelt werden könnten. Da würden Tatsachen geschaffen, die wesentlich ernster sind als das, worüber sich die Linken in der Bundesrepublik jetzt so quälen.

Die Grünen rot machen?

Schmidt ist ja ein ganz besonders rechter, reaktionärer Vertreter der Sozialdemokratie. Es gibt aber innerhalb der Sozialdemokratie linke Kräfte. Wie stark die sind, welche Chancen die haben, darüber kann man sich jetzt wieder lange streiten. Es gibt zwar Sozialdemokraten, die mir mindestens so nahe sind wie die Grünen. Dem muss man aber entgegenhalten, dass diese Linken auf dem Parteitag in Berlin keine Chance hatten. Die Frage ist, ob es realistischer, fortschrittlicher ist, auf die Linken in der SPD zu setzen oder eine sozialistische Partei zu gründen oder die Grünen rot zu machen. Ich habe keine Patentrezepte.

Ich glaube, dass die Bundesrepublik eine sozialistische Partei dringend nötig hat, in der die grüne Politik eine wichtige Rolle spielt.»

* Dieser Text ist eine leicht gekürzte Fassung der Stellungnahme von Wolf Biermann zu den Grünen bei einem Pressegespräch in Basel am 10. Januar.

das konzept Tip

Konkrete Hilfe für Nicaragua

Sämtliche 14 Nicaragua-Komitees der Schweiz unterstützen *ein* Aufbauprojekt: Aufbau einer kollektiv geführten Produktionsanlage für Kleider in der Stadt Esteli. Die 40 000 Einwohner zählende Stadt war mehrmals das Ziel brutalster Angriffe der Nationalgarde Somozas gewesen. Die Bombardierung während der Österoffensive 1979 hatte zwei Drittel der Stadt zerstört und 1000 Tote gefordert. Die Nationalgarde hinderte gar das Rote Kreuz am Betreten der Stadt und ermordete Patienten und Ärzte im Spital. Die Schweizer Komitees sammeln bis zur Höhe von 40 000 Fr. Der Rest (25 000 Fr.) wird von Komitees in Berlin gesammelt.

Nähere Informationen beim Nicaragua-Solidaritätskomitee, Postfach 67, 8060 Zürich. Spenden auf das PC-Konto 80–60518.

Faschismus-Broschüre

Wer hat Hitler an die Macht gebracht? Wer wollte den Zweiten Weltkrieg? Die beiden schwerwiegenden Fragen bleiben im offiziellen Geschichtsunterricht der Sekundar- und Mittelschulen entweder im dunkeln oder werden irreführend beantwortet.

Die von Max Meier, Maur, aus Anlass des «Holocaust»-Films verfasste Broschüre «Ursachen und Hintergründe zu ‹Holocaust›, Faschismus, 2. Weltkrieg» bietet in konzentrierter, klarer Form die nötige Aufklärung.

Sie kann bezogen werden durch Einsendung von 3 Franken an den Verlag für politische Bildung, Postscheck 80–39 839. Bestellung an M. Meier, Hubrainstrasse 25, 8124 Maur.

Exporte nach Bolivien: Entwicklungshilfe und Kriegsmaterial

CH-Waffen gegen das Volk

Bolivien steht mit an der Spitze der Empfänger helvetischer Entwicklungshilfe. Gleichzeitig stehen im Andenstaat Waffen schweizerischen Ursprungs im Einsatz, wenn die Demokratie weggeputscht wird.

fh. Bolivien, mit 190 Regierungswechseln in den 154 Jahren seines Bestehens das putschreichste Land der Welt, hat seine Armee auch mit Schweizer Waffen ausgerüstet. Letzmals wurden die *Mowag*-Schützenpanzer und *SIG*-Sturmgewehre eingesetzt, als Oberst Natusch Busch im November des vergangenen Jahres den im Vorjahr nach sieben Jahren blutiger Militärdiktatur in Gang gekommenen Demokratisierungsprozess mit einem Staatsstreich zu stoppen versuchte.

Wehrlose niedergemacht

Ein Augenzeuge zu den Geschehnissen am 5. November vor der Gewerkschaftszentrale COB in Bogotá: *«Im Stadtzenturm, neben dem Gebäude der COB, errichten Demonstranten Barrikaden. Polizisten kommen hinzu und solidarisieren sich. MG-Feuer ertönt aus einer Parallelstrasse, wo ebenfalls demonstriert wird. Vom Cuartel Miraflores her rollen Tanks, darunter Mowag-Schützenpanzer, heran und schiessen aus 10 bis 50 Meter Distanz ständig und ohne Vorwarnung auf wehrlose Demonstranten, auch junge von zehn, zwölf Jahren, und unbeteiligte Passanten.»*

Die offizielle Bilanz des brutalen Einsatzes: 208 Tote, 207 Verletzte, 124 Verschwundene. Inoffiziell wird die Zahl der Opfer noch höher angegeben. Aus Furcht vor Repression sollen viele Leute ihre toten Angehörigen nicht in den öffentlichen Friedhöfen begraben haben.

Gewehre, Panzer, Flugzeuge

Die Bewilligung für die Ausfuhr von neun Mowag-Schützenpanzern 1972 und 1973 nach dem damals von Diktator Hugo Banzer regierten Bolivien rechtfertigte der Bundesrat nachträglich mit *«Rücksicht auf die Vertragslage der Herstellerfirma»*. Die Sturmgewehre der Schweizerischen Industriegesellschaft (SIG), Neuhausen, gelangten wahrscheinlich via Frankreich nach Südamerika. Die SIG hat mit der Firma Manufacture des Machines du Haut-Rhin in Mülhausen einen Werkvertrag abgeschlossen. Dahin wurden 1973 mindestens 10 000 Sturmgewehrverschlüsse ausgeführt. Zudem kaufte Bolivien bei den Pilatus-Werken Stans elf Turbo-Flugzeuge, die sich problemlos zu Bombern umbauen lassen.

Der Informationsdienst dritte Welt, der diese jüngsten Beweise zur skandalösen Auslegung des Gesetzes über Kriegsmaterialexporte – dieses wurde seinerzeit als Gegenvorschlag zur äusserst knapp gescheiterten Initiative für ein Waffenausfuhrverbot angepriesen – publiziert hat, kommentiert: *«Erneut macht ein Einzelfall überdeutlich, wie problematisch die Waffenausfuhr aus der Schweiz in ein Land der dritten Welt nach wie vor bleibt. Jede large Handhabung der gesetzlichen Bestimmungen führt früher oder später zur grotesken Situation, dass schweizerische Waffen in der dritten Welt mitbenützt werden, um demokratische Bestrebungen niederzuhalten. Im Fall von Bolivien wiegt dies aus schweizerischer Sicht doppelt schwer, weil dieses Land offiziell eines der Schwerpunktländer für die schweizerische Entwicklungshilfe ist.»*

Der Einmarsch der Sowjettruppen in Afghanistan

Die Linke zu Afghanistan

Dass die nach Trotzki oder nach Mao, nach China oder Albanien ausgerichteten Linken in der Schweiz die Besetzung Afghanistans durch die Truppen der Sowjetunion verurteilen, versteht sich aus deren grundsätzlicher Haltung. Was aber meint die Linke, welche die Sowjetunion als «Land des Sozialismus» (noch?) nicht abgeschrieben hat? Wir haben die Partei der Arbeit und die Progressiven Organisationen um eine Stellungnahme ersucht.

«Den Frieden retten!»

«Die Ereignisse in Afghanistan und ihre Auswirkungen beunruhigen uns wesentlich aus zwei Gründen: Einmal wird dadurch ein Prinzip in Frage gestellt, dem wir fest verbunden sind: die Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten eines andern Staates als grundlegende Regel für die Beziehungen zwischen den Staaten; zweitens tragen solche Ereignisse dazu bei, eine immer gefährlichere internationale Lage zu schaffen.

Die Anwendung des Grundsatzes der Nichteinmischung kann allerdings nicht abstrakt und einseitig gesehen werden. Man darf zum Beispiel nicht vergessen, dass im April 1978 die fortschrittlichen Kräfte Afghanistans die Macht ergriffen und sich angestrengt haben, Massnahmen durchzuführen, um mit der Zeit das Land aus dem Elend und dem mittelalterlichen Feudalismus herauszuführen. Zu diesen Massnahmen gehörte eine Agrarreform, die auf die entschiedene Feindschaft der allmächtigen Feudalherren stiess. Diese Feudalherren benützten ihre Druckmittel gegen die Masse der bäuerlichen Analphabeten und nützten deren religöse Gefühle aus, um einen bewaffneten Aufstand auszulösen, der über Pakistan ausländische Unterstützung fand.

Meinungsverschiedenheiten innerhalb der afghanischen Regierung und Unterdrückungsmassnahmen führten zur Eliminierung von Taraki und nachher von Amin und brachten Karmal an die Macht. Nach den Erklärungen der afghanischen und der sowjetischen Regierung hat die afghanische unter Berufung auf den früher abgeschlossenen Beistandsvertrag die sowjetische um Hilfe ersucht.

Solche Ereignisse beunruhigen uns auch, weil sie die internationale Spannung erhöhen, die bereits durch die auf direkte Intervention der USA beschlossene Stationierung von rund 600 Mittelstreckenraketen in verschiedenen Ländern Westeuropas verschärft worden war.

Gegen die Verschärfung der internationalen Spannungen müssen alle Völker und alle Staaten handeln, bevor es zu spät ist. Sie müssen von den Grossmächten konkrete Abrüstungsmassnahmen und die Achtung der Unabhängigkeit und Souveränität eines jeden Staates und eine Politik des Friedens verlangen.»

Partei der Arbeit der Schweiz

«Antiimperialistischer Kampf und Blocklogik»

«Die aussenpolitischen Vorstellungen der POCH beruhen auf zwei Grundlagen: Antiimperialismus und Blockfreiheit. Dabei stellt nach unserer Auffassung heute die Blockfreiheit einen der bedeutendsten Faktoren im antiimperialistischen Kampf dar. Jeder Fortschritt in der Durchsetzung der Prinzipien der Blockfreiheit in den internationalen Beziehungen erlaubt es den unterdrückten Ländern und Völkern, umfassender ihr Selbstbestimmungsrecht wahrzunehmen und unter geringerem ausländischem Druck, der heute in erster Linie vom Neokolonialismus, aber auch von Hegemoniebestrebungen einer Handvoll von Grossmächten ausgeübt wird, frei ihren sozialen und politischen Entwicklungsweg zu wählen. Die Absenz von äusserem Druck stärkt somit auch die Stellung der Kräfte, die für soziale Emanzipation kämpfen.

Die Geschichte des kalten Krieges, die eben auch eine Geschichte der Eingliederung und Unterordnung der kleinen und mittleren Staaten in die von Grossmächten beherrschten politisch-militärischen Blöcke ist, bietet reiches Material zur Untermauerung dieser These.

Sowjetische Intervention: Ausdruck der Blockpolitik

Die sowjetische Intervention in Afghanistan – das machen die weltweiten Reaktionen auf die Ereignisse deutlich – hat verstärkt eine Stimmung des kalten Krieges aufleben lassen. Die afghanische Revolution, die ohne Zweifel tiefe Wurzeln in der Struktur der Gesellschaft dieses Landes hat, ist in eine vollständige Abhängigkeit von der UdSSR gelangt. Nicht nur beherrschen sowjetische Truppen das ganze Land, es kann auch keinerlei Rede von einer selbständigen Führung dieser Revolution mehr sein. Nicht im Land selbst, sondern in einem externen Zentrum werden die Entscheide über die Führung und die weitere Politik in Afghanistan gefällt. Hafisullah Amin ist durch den Chef der Parcham-Gruppe, die uns bisher von seinen Mentoren als ‹linksradikal› präsentiert worden ist, ausgewechselt worden.

Die sowjetische Führung beruft sich in ihrem Handeln auf die Notwendigkeit, eine Revolution zu verteidigen. Gewiss, die afghanischen Revolutionäre waren in einer schwierigen Lage. Gewiss bestehen die Pläne für eine amerikanische Einsatztruppe, die gerade für den Mittleren Osten bestimmt ist. Ebenso richtig ist, dass sich das internationale Klima durch die Verzögerung von SALT II und den Raketenentscheid der Nato sichtlich abgekühlt hat.

Dies kann aber die sowjetische Intervention nicht rechtfertigen. Bestimmte Probleme, mit denen sich die UdSSR konfrontiert sieht, hat sich selbst zu verantworten, denn die Entwicklungen der letzten Zeit zeigen auch, dass an entscheidenden Punkten, wo es gilt, antiimperialistischen Interessen zum Durchbruch zu verhelfen, die UdSSR keine optimale Politik betrieben hat; eine Politik, die es hätte ermöglichen können, die internationalen Auseinandersetzungen auf diejenigen Punkte zu konzentrieren, auf die sich die Interessen der Mehrheit der Menschheit konzentrieren: Kampf um eine neue Weltwirtschaftsordnung und Demokratisierung der internationalen Beziehungen, d. h. konkret ein korrektes Verhalten zur Blockfreiheit.

Die UdSSR als mächtigstes sozialistisches Land verlässt sich in ihrer internationalen Politik in erster Linie auf ihre Militärmacht. Sie ‹muss› von dieser Macht gerade deshalb einen für den revolutionären Weltprozess schädlichen Gebrauch machen, weil ihre Führung an anderer Stelle wichtige Schritte unterlässt (siehe dazu die ‹POCH-Zeitung› 2/80, S. 3). Ihre Politik verharrt in einem unzeitgemässen Blockdenken, wonach der Sozialismus genau in dem Ausmass Fortschritte macht, in welchem sich der sowjetische Einfluss ausdehnt. Sie kommt damit den Interessen der imperialistischen Führungsmacht, der USA, entgegen, welche in der Tat ihre Positionen am ehesten halten kann, wenn die Welt unter die Logik der Blöcke zurückgezwungen wird. Und genau eine solche Politik betreibt heute Carter, und er erntet damit den Applaus aller kalten Krieger.

Das sind, kurz skizziert, die Gründe, weshalb die POCH das sowjetische Vorgehen ablehnen. Die Zukunft des Antiimperialismus liegt nicht in Unterordnung unter irgendwelche Führungsmächte, sondern in der Überwindung der Blöcke und dem selbständigen und selbstverantwortlichen Kampf um soziale Befreiung der ausgebeuteten Klassen und unterdrückten Völker.»

Thomas Heilmann, Mitglied der Geschäftsleitung der POCH

*

(Bild: H.-U. Spörri)

Von einem sozialistischen Standpunkt aus gibt es an der Machtübernahme der Sowjetunion in Afghanistan nichts zu rechtfertigen (das ist auch die Ansicht der POCH). Mit Sozialismus hat diese Machtpolitik nichts zu tun. Die vorsichtige PdA ist «beunruhigt».

Wer wäre nicht beunruhigt über die Gefährdung des Friedens (eines «Friedens», der täglich Tausende von Menschen das Leben kostet!)? Aber es gibt tatsächlich Anlass zur Beunruhigung: Wenn die Sowjetunion in Afghanistan nicht die Befreiung der Menschen und der Gesellschaft bringt – die USA und China bringen sie auch nicht. Wir können alle protestieren und uns distanzieren (die Kommunistische Partei Frankreichs tut nicht mal dies): wir haben nichts weiter anzubieten als die hochundheilige Versicherung, der Sozialismus, den wir meinten, sei menschlich und frei und wahrhaftig. Derweil die militärischen Operateure ihre Strategien erfolgreich realisieren. Nicht nur in Afghanistan. R. Küng

Öffentliche Kritik an Longo Mai

Abschied von einer Hoffnung?

Von unserem Basler Korrespondenten Daniel Wiener

Longo Mai ist in den letzten Wochen heftig angegriffen worden: hierarchischer interner Führungsstil, Ausbeutung der Basis, Zweckentfremdung bzw. Verschleuderung von Spendengeldern waren die Hauptvorwürfe. Die Longo-Mai-Häupter schlugen mit einem einzigen Begriff «aus dem Redaktionskeller» zurück: faschistische Verschwörung. Wie geht es weiter bei Longo Mai?

Nicht etwa die sich formierende POCH, sondern die Lehrlingsgruppe *Hydra* war Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre der grosse Bürgerschreck in Basel. Dabei waren gerade die Köpfe der Hydra Kinder aus gutem und bestem Bürgerhause. Der Geldsegen ihrer Eltern erleichterte den Pionieren, wie sie sich fortan nannten, den Auszug aus der unwirtlich gewordenen Stadt in die Einöde der *südfranzösischen Voralpen,* wo nach dem Vorbild der israelischen Kibbuzim die erste Siedlung der *«Europäischen Kooperative Longo Mai»* entstand. Die Bürger von Basel konnten sich beruhigt zurücklehnen und liessen gerne ab und zu einen grossen Schein liegen, um ihr Gewissen zu beruhigen. Das hatte den Nebeneffekt, dass Longo Mai nicht nur eine Alternativsiedlung wie viele andere (zum Beispiel Villeret, Walserbund) wurde, sondern dank stets vorhandenem Kapital auch eine Publizität entfalten konnte, die ihresgleichen unter verwandten Projekten sucht.

Von Landpionieren zum Agrokonzern

Diese Ausstrahlung machte Longo Mai für viele Jugendliche zu einer Hoffnung. Das ermunterte die Pioniere bei Forcalquier, trotz teilweise *fehlenden Berufskenntnissen,* in den Bereichen Viehzucht, Ackerbau, Waldwirtschaft und Handwerk *gleichzeitig* zu expandieren, um die wachsende Nachfrage nach Arbeitsplätzen in der Kooperative zu befriedigen. Da aber die Siedlung nie selbsttragend war (und nach Angaben von Longo Mai auch nie selbsttragend werden soll, weil dort Schulungs- und Infrastrukturaufgaben wahrgenommen würden), verschob sich das Zentrum der Macht immer mehr nach Basel in die Zentrale, die die Beziehungen zu wichtigen Geldgebern und zu prominenten Sprachrohren für Longo Mai unterhielt und unterhält.

Es war auch «Basel», das 1976 den *«Krisenfonds für das europäische Berggebiet»* gründete, eine Stiftung, über die Spendengelder für neue Siedlungen und Projekte von Longo Mai gesammelt wurden. Diese Stiftung ist dem Einflussbereich der Siedler selbst entzogen. – Zahlreiche weitere Gründungen führten dazu, dass die ehemals übersichtliche Gemeinschaft sich zu einem Konglomerat von kleinen und mittleren Unternehmen entwickelte. Das Organigramm erinnert heute an einen multinationalen Konzern. Dieser komplizierte Apparat wird von der Basler Verwaltung aus gelenkt und finanziert. Dem Jahreskongress fehlt ähnlich wie einer Aktionärsversammlung die Übersicht, um auf die Geschicke von Longo Mai wirklich Einfluss zu nehmen.

Diese Entwicklung dauert nun schon seit Jahren. Die Vorfälle, welche die Pressekampagne gegen Longo Mai auslösten, sind zwar gravierend, aber eigentlich nur Symptome dieser Strukturprobleme.

Antifaschismus zur Stärkung der Führer

Die Autoren der ersten kritischen Artikel im «Beobachter» und in der sozialdemokratischen Presse sind sicher nicht von SP-Präsident Hubacher oder gar von einer faschistischen Verschwörung zwischen dem deutschen Springer-Verlag und dem Jean-Frey-Konzern gelenkt, wie Longo Mai öffentlich behauptet. Selbst die Zentrale in Basel glaubt nicht im Ernst daran. Sie hat diese Theorie auch nicht aufgebaut, um sich gegen *aussen* zu verteidigen. Sie muss in der heutigen Situation vor allem darauf achten, ihre *innere Gefolgschaft* nicht zu verlieren, um die Kontrolle über die Kooperative zu behalten. Dies geschieht am besten mit dem Ausbau eines Feindbildes, das auf der Ideologie von Longo Mai aufgebaut ist: dem *Antifaschismus.*

Liest man aber, mit welcher Sprache *Nicky Busch,* ein Mann der ersten Stunde und Angehöriger der Basler Führungsclique, zur *«Gegenoffensive»* gegen den *«Presse-Blitzkrieg»* aufruft, dann stellt sich doch die Frage, ob hier nicht mit dem Antifaschismus, der sicher einmal ehrlich gemeint war, Schindluderei getrieben wird: Da ist die Rede von einem *«Sperrfeuer von Diffamierungen»* gegen Longo Mai, von *«Helden»,* die doch noch für Longo Mai spenden, von *«zurückschlagen»* aus dem *«Redaktionskeller»* der Basler Zentrale mit Unterstützung des «frischgebackenen Leutnants der Schweizer Armee» Albert Schäfer, von den Pionieren, die *«gute Schweizer Patrioten sein»* wollen, und schliesslich bedauert Busch wörtlich, *«dass Longo Mai keine Orden zu verteilen hat – sonst hätten wir sie euch* (gemeint sind Spender, die trotz den Angriffen weiter einzahlen) *an die Brust geheftet».* (Zitate aus den «Longo-Mai-Nachrichten», Extrablatt vom Dezember 1979).

*

Die öffentliche Kontroverse um Longo Mai kann zwei verschiedene Wirkungen haben: Die Angriffe könnten der Basler Führung willkommener Anlass sein, die Zügel noch mehr als bisher in die Hand zu nehmen, um sich als Retter in der Not, als Schild gegen den Feind (oder das konstruierte Feindbild) zu profilieren. Dann kommt es wegen Geldmangels zu einer Schrumpfung der Aktivitäten, aber an den Strukturen ändert sich nichts, im Gegenteil, sie werden zementiert. Zweite Möglichkeit: Innerhalb des Longo-Mai-«Konzerns» formiert sich eine Opposition, die mit einem konkreten Programm die Demokratisierung der Organisation und die Entmachtung der Führungsclique anstrebt. Dann kann Longo Mai auch wieder auf breite Solidarität hoffen. Ob dann allerdings die Spenden der grossbürgerlichen Unterstützer (zum Beispiel Nello Celio oder Ernst Brugger) auch weiterhin so sprudeln wie bisher, muss offenbleiben.

Im «Alarm-Aufruf» von Longo Mai heisst es: «Wenn Sie wollen, dass Longo Mai weiterhin die Hoffnung auf eine gerechtere und menschlichere Zukunft verkörpern soll, dann brauchen wir Ihre Solidarität. Jetzt erst recht.» Unsere Solidarität brauchen jene Kräfte innerhalb von Longo Mai, die den Anmassungen der Zentrale die Stirn bieten. Von der Hoffnung brauchen wir deshalb nicht Abschied zu nehmen, wohl aber von den Funktionären, die einst Pioniere waren und heute ihre eigenen Ideen verraten.

Jahreswechsel für die Öffentlichkeit zelebriert

«Unsere Wirtschaft hat den Tritt gefunden»

Das ganze Jahr lang werden wir von Presse, Radio und Fernsehen mit ideologischen Leerformeln berieselt, welche meistens aus der Sprache der Wirtschaftswissenschaft stammen. Zum Jahreswechsel werden diese Formeln jeweils aufpoliert, indem sie wohlgesetzt und bedeutungsschwer aus berufenem Munde vorgetragen werden. So hat uns Bundespräsident Chevallaz für 1980 verkündet: «Nach dem brutalen Beschäftigungseinbruch von 1975 hat unsere Wirtschaft den Tritt wieder gefunden und befindet sich auf einem vernünftigen Kurs.»

Was heisst schon «unsere» Wirtschaft? Sicher, die Arbeitslosigkeit ist, gemessen an den Spitzenwerten, zurückgegangen, der Preis dafür ist bekannt: Ausländer raus, Frauen zurück an den Herd, Nichtspezialisten «Schnurre zue und schaffe» und dabei ständig in Konkurrenz mit der immer grösseren Rationalisierungsdrohung. Vom Arbeitnehmer der achtziger Jahre werden verlangt: «ein hoher Ausbil-

(Bild: Walter Erb)

dungsstand, Flexibilität und Mobilität (. . .), nur so kann der Werkplatz Schweiz sich in Richtung qualitatives Wachstum entwickeln» (Strasser, Präsident des Schweizerischen Bankvereins SBV). Ein solcher Ausbildungsstand wird bekanntlich durch Schulen mit strammen Selektionsprinzipien erzeugt, und diese Schulen werden von der Gesamtgesellschaft bereitgestellt. Es fallen also soziale Kosten an, die im Interesse der Wirtschaft von allen getragen werden müssen – ist dies ein Element des «vernünftigen Kurses unserer Wirtschaft»? Die Arbeitskräfte müssen flexibel und mobil sein: Nun, wenn deine Firma eine Anlage in Saudi-Arabien baut, geh hin und sei froh, deinen persönlichen Beziehungen für 10 oder 20 Monate entfliehen zu können, sei überdies stolz, denn du trägst zu «unserem Volkswohlstand» bei (zum «Aufbau des Sozialismus» wird anderswo gesagt).

Punkto Entlöhnung 1980 haben wir es scheint's noch einmal geschafft. In den Lohnrunden haben die Arbeitnehmervertretungen fast überall (ausser in der Uhren- und der Bekleidungsindustrie) den vollen Teuerungsausgleich ausgehandelt, in der Metallindustrie, der Chemie, bei Banken und Versicherungen sogar etwa einprozentige Reallohnerhöhungen. Voller Teuerungsausgleich, obwohl die Wirtschaft monatelang gefordert hat, dass die Ölteuerung aus dem Konsumentenpreisindex auszuklammern sei. Ist dies ein Erfolg? Nein, es ist eine Stillhalteprämie für «sozialpartnerschaftliche» Arbeitnehmervertretungen, die immer so verständnisvoll warten, bis es die Ertragslage den Unternehmen «erlaubt», dass der Kuchen, den wir doch alle erwirtschaften («unsere Wirtschaft»?) etwas gleichmässiger zwischen Kapital und Arbeit verteilt wird. Diese Stillhalteprämie wird bei grossen Unternehmen schon einige Zeit vor den Verhandlungen im Budget ziemlich genau festgelegt. Dann wird den Arbeitnehmervertretungen die Chance geboten, «in zähen Verhandlungen zu einem Erfolg zu kommen».

Damit sich dieses Spielchen bei nächster Gelegenheit wiederholen lässt, werden gleichzeitig mit dem Abschluss der Lohnrunden Prognosen und Kommentare über die wirtschaftliche Entwicklung in die Medien gebracht, die dartun, dass das Entgegenkommen der Unternehmen «an der Grenze des gesamtwirtschaftlich Tragbaren liegt». So hat zum Beispiel das Sekretariat der OECD (Organisation für wirtschaftliche Entwicklung und Zusammenarbeit, eine wichtige Stabsstelle «freiheitlicher Marktwirtschaft») mit seiner Prognose eines leichten wirtschaftlichen Rückgangs für 1980 die Forderung an alle Regierungen seiner Mitgliedstaaten gestellt, «dem Kampf gegen die Inflation den absoluten Vorrang in ihrer Wirtschaftspolitik zu geben. Die Erdölpreissteigerungen dürfen keinesfalls Bestandteil der Lohn- und Preisbildung werden . . .» Der Beweis für die soziale Einstellung unserer Wirtschaft und die Tüchtigkeit unserer Arbeitnehmervertretungen ist damit indirekt nachgeliefert.

«Solidarische Sozialpartnerschaft» nennt SBV-Präsident Strasser solches, und sie funktioniert meistens vor Weihnachten, damit du dich ungetrübt der ausgiebigen Konsumtätigkeit hingeben kannst. An Neujahr bis du dann bereit, wenn der Bundespräsident ins Haus schaut und mehr Solidarität für die Eidgenossenschaft fordert. Mich hat es in Bedrängnis gebracht, die Offensive gegen unseren linken Wortschatz hat uns offensichtlich auch diesen Begriff entwendet. Wir erklären, dass Solidarität nur bei gleichlaufenden Interessen zustande kommt. Chevallaz hingegen hat uns vordemonstriert, dass wir alle die gleichen Interessen ja schon haben, weil wir doch in erster Linie Schweizer sind und – wenn überhaupt – erst in zweiter Linie Menschen.

Immerhin, auch Schweizer zu sein schützt nicht mehr vor allen Fährnissen, denn «. . . unsere Lage ist eng mit den im Ausland vorherrschenden Bedingungen verknüpft, und diese sind durch Unsicherheit und schwere Sorge gekennzeichnet . . .» (Chevallaz). Ja, man denke nur an Khomeini, was macht dieser engstirnige Fanatiker? Er gibt zum Beispiel 60 Prozent des monatlichen persischen Öleinkommens von 2 Milliarden Dollar völlig unproduktiv für Spenden an das Volk aus (zum Teil Naturalgaben: Verköstigung der «Volksrevolutionäre» usw.) Wir arbeitsamen Schweizer dagegen haben uns doch zu Zeiten des Schahs so gut darauf vorbereitet, «den rasch expandierenden persischen Markt mit hochwertigen Exklusivgütern zu versorgen», ganz im Sinne unseres qualitativen Wachstums. Damit ist nun nichts, denn der Khomeini lehnt den Fortschritt ab und behält die Schulden.

Deshalb: schaudernd zurück in die Eidgenossenschaft, wo wir noch Demokratie & Ordnung haben. Doch ich komme erneut in Bedrängnis, denn Chevallaz hat auch gesagt: «Die Indifferenz hat die Alarmstufe überholt, sie stellt bereits die Glaubwürdigkeit unserer Demokratie in Frage.»

Ob die Chevallazsche Demokratie glaubwürdig sei, ist nicht mein Problem, aber die Indifferenz, die sticht mich. Ich glaube mich erinnern zu können, dass seit der Besetzung des AKW-Geländes in Kaiseraugst die Diskussion über unsere (ja, unsere) Energiezukunft nie mehr aufgehört hat und zeitweise, zum Beispiel vor der Abstimmung über die Atomschutzinitiative, einen Stand erreichte, der nichts mit Indifferenz zu tun hat. Und ich erinnere mich, dass anlässlich der letzten Nationalratswahlen eine breitangelegte Publikumsbefragung ergab, dass unseren Parlamentariern vorgeworfen wird, dass sie sich nicht genügend mit Energie- und Umweltproblemen auseindandersetzen. Die Indifferenz wird offensichtlich am falschen Ort gesucht. Aber in der Flucht aus der Verantwortung sind unsere Parlamentarier und Regierenden eben Meister; wenn es nicht «die weltweite Interdependenz», «der Markt», «die Rohstoffabhängigkeit» etc. etc. sind, dann könnten es noch «Demokratie und Föderalismus» sein. «Der Föderalismus lässt die demokratische Vergewaltigung der Minderheit durch die Mehrheit nicht möglich werden» (SBV-Strasser) – und kann deshalb ausgezeichnet als Entscheidungsbremse bei aktuellen Problemen gebraucht werden. Statt dringliche Probleme durch «Dringliche Bundesbeschlüsse» zu meistern, wird dann die ordentliche Gesetzesmaschinerie in Bewegung gesetzt, und die wird in der Energiepolitik 6 bis 8 Jahre (nach Franz Jaeger) brauchen, um einen Verfassungsartikel und ein Energiegesetz zu produzieren. Das ist etwa die Zeitspanne, die ausreicht, um «unserer» Wirtschaft die Umstellung auf neue Profite zu erlauben, und die unsere Kinder und Kindeskinder um ihre Umwelt betrügen kann . . .

Ich erwarte gelegentlich eine Neujahrsansprache, der wir uns stellen müssen.

Reini Schärer

das konzept Tip

Informationen über Palästina

Die Palästinische Befreiungsfront (PLO) ist heute von 105 Staaten der Welt als einzige legitime Vertreterin des palästinischen Volkes anerkannt. PLO-Büros existieren in 62 Staaten. Sie hat Beobachterstatus bei den Vereinten Nationen, bei der Blockfreienbewegung, der Islamischen Konferenz, der OAU und mehreren anderen internationalen Organisationen. Trotzdem zögern die Schweizer Medien, von der herkömmlichen proisraelischen Propaganda abzurücken und auch die Gegenseite, die Palästiner und Araber, zu Wort kommen zu lassen. Einen kleinen Beitrag zur dringend notwendigen Gegeninformation leistet die Broschüre «Nahost: Kein Friede ohne Palästiner»*). Der Text stammt von Abdelkader Djeghloul, einem Soziologieprofessor an der Universität Oran. Der Autor stellt die jüngsten Ereignisse im Nahen Osten (Verrat von Sadat, diplomatische Erfolge der PLO, Bewegung in Cisjordanien usw.) in ihren historischen Zusammenhang. Er analysiert Vergangenheit und Zukunft der palästinischen Befreiungsbewegung kritisch und scheut sich auch nicht, Fehler und Mängel der Bewegung aufzudecken.

* *Abdelkader Djeghloul: «Nahost: Kein Friede ohne Palästiner». Wurzeln und Perspektiven des palästinischen Befreiungskampfes. Mit einem Geleitwort von Abdalla Frangi, dem PLO-Vertreter in Bonn. POCH-Verlag, Dezember 1979, 48 Seiten, ill., 3 Fr.*

Hü, «Rössli»!

Dem Kulturkarussell «Rössli», Stäfa, geht es finanziell ziemlich schlecht. Wir sind deshalb dringend auf neue Vereinsmitglieder, Gönner und Besucher angewiesen. Die Gemeinde Stäfa hat 1979 unser Subventionsgesuch von 8000–Franken ohne Begründung abgelehnt. 1979 hat sie hingegen 66 500 Franken an die Kulturinstitute der Stadt Zürich bezahlt. Ausserdem wurden Tausende Franken an andere örtliche Vereine bezahlt. Wer Mitglied des Kulturkarussells werden möchte oder regelmässig das Monatsprogramm erhalten möchte, kann einfach ab 9 Uhr ins Restaurant «Rössli» anrufen. Wer uns finanziell unterstützen möchte, kann einen Betrag auf unser Postscheckkonto einzahlen.

Kulturkarussell «Rössli», Bahnhofstrasse 1, 8712 Stäfa, Tel. (01) 926 57 67. Postscheckkonto 87 – 4456 Glarus.

Die «interkantonale Vereinbarung über die Hochschulbeiträge»

Wem bleibt der Schwarze Peter?

Jetzt, wo die geburtenstarken Jahrgänge die Hochschulreife erlangen, ist der NC nur mehr durch einen verstärkten Ausbau der Hochschulen abwendbar. Der Bund gibt an, nach der Ablehnung des HFFG nicht imstande zu sein, die finanziellen Mittel dafür zur Verfügung zu stellen. Die Hochschulkantone bekunden ebenfalls das Ende ihrer Finanzkraft. In solchen Momenten bietet unser föderalistisches Bildungssystem eine föderalistische Lösung an: Die Nichthochschulkantone sollen sich durch den Beitritt in die «interkantonale Vereinbarung über die Hochschulbeiträge» direkt an den Hochschulaufwendungen mitbeteiligen.

Der VSS hat keine Wahl: Er muss sich hinter die gefundene «Lösung» stellen. Denn Studenten aus Kantonen, die dieser Vereinbarung nicht beitreten, finden nicht nur erst nach den Kommilitonen aus Vereinbarungskantonen Zulass an eine Universität; es werden ihnen auch «zusätzliche Gebühren auferlegt, die mindestens den Beiträgen der Vereinbarungskantone entsprechen», heisst es im Vereinbarungstext.

Was da das föderalistische Bildungssystem an Blüten hervorzubringen sich anschickt, ist nicht gerade edel. Solcherart diskriminierten Studenten müsste über die Stipendien wieder nachgeholfen werden – was sowieso in ungenügendem Masse erfolgen würde. Ausserdem wäre eine solche Vermischung von Betriebskosten der Hochschulen und Ausbildungskosten der einzelnen Studenten fatal; die ohnehin ungenügenden Stipendienaufwendungen solcherweise mehr zu belasten, ist nicht zu verantworten.

Weil wir uns gegen einen solch offenen NC aufgrund von regionalen und damit auch sozialen Kriterien wehren müssen, bleibt uns nichts anderes übrig, als uns für das Zustandekommen der Vereinbarung einzusetzen. Nur birgt ebendiese Art Abwendung des offenen Numerus clausus die Gefahr der Forcierung des *versteckten NC* besonders vielfältig in sich: Ein System, in dem für jeden Studenten jedes Jahr abgerechnet werden muss (3000 Fr. 1981–83, 4000 Fr. 1984/85 und 5000 Fr. 1986 kostet der ausserkantonal Studierende seinen Herkunftskanton pro Jahr), wird den Selektionsdruck in Mittel- und Hochschulen oder auch durch Studienzeitbeschränkung verstärken. Denn es ist nicht anzunehmen, dass die Kantone, wenn sie sich gegenseitig zu dermassen kleinkrämerischen Rechnungskünsten zwingen, bei den eigenen Studenten plötzlich das Rechnen verlernen. Ein wirtschaftlich unterentwickelter Kanton, der nur einem Teil seiner Studenten später einen Arbeitsplatz bieten kann, wird kaum aus purer Grosszügigkeit für möglichst viele Studenten Beiträge bezahlen wollen. Viel wahrscheinlicher versucht er sein Hochschulbudget durch eine härtere Auswahlpraxis in seinen Mittelschulen zu entlasten. Damit würden die Nichthochschulkantone den Schwarzen Peter übernehmen: die Diskriminierung ihrer Studenten würde durch sie selbst auf diese verstecktere Art vorgenommen.

Ein föderalistisches Hochschulfinanzierungssystem ist auf die Dauer nicht haltbar; es muss alles darangesetzt werden, dass 1986 die Vereinbarung nicht verlängert wird. Die Lösung des Finanzproblems der Hochschulen muss mit einer massiven Erhöhung der Bundessubventionen, durch die sich die Nichthochschulkantone ja indirekt an den Hochschulaufwendungen beteiligen, angegangen werden.

Marianne Ulmi, VSS

Medizinstudenten zur Neuregelung der Ärzteausbildung

Was für Ärzte brauchen wir?

Von Walter Habicht und Johannes Schmidt

Die ärztliche Grundversorgung droht sich zu verschlechtern, wenn das Medizinstudium nicht reformiert wird: Verringerung des Spezialistentums, Förderung der ärztlichen Grundversorgung. Zwei Mitglieder der Vernehmlassungskommission des Verbands Schweizerischer Medizinstudenten (VSM) nehmen zur Revision des Medizinalprüfungsreglements Stellung.

Die eigentliche *Ausbildung* zum Arztberuf, das Medizinstudium, dauert heute minimal 6 Jahre und lehrt vor allem allgemeine wissenschaftliche Kenntnisse (aus dem Bereich der kurativen Medizin) und anhand von Vorlesungen und klinischen Demonstrationen die Erkennung und Behandlung der verschiedenen Krankheiten.

Die Medizinstudenten legen in einer Reihe von Prüfungen Zeugnis davon ab, dass sie die vier, im Staatsexamen dann 17 vorgeschriebenen Fächer beherrschen. Nach sechs Jahren haben sie viel im Kopf, können jedoch wenig damit anfangen. Ziel des Studierens bleibt für den Studenten bis zum Staatsexamen das Bestehen der nächsten Prüfung. Selten oder nie wird gefragt: Wie muss ich denn studieren, um ein *handlungsfähiger Arzt* zu werden?

Die Auswahl der Sachgebiete richtet sich mehr nach den Interessen hochspezialisierter Professoren als nach der Häufigkeit der Krankheiten in der Allgemeinpraxis. Dies gilt weniger für die eigentlichen Spezialfächer (zum Beispiel Dermatologie) als für den Unterricht in Innerer Medizin. Auch die einseitige Fixierung auf die kurative Medizin entspricht nicht der Tätigkeit der Mehrheit der Ärzte.

Aus: «Soziale Medizin»

Spezialistentum

Entsprechend dem «Freizügigkeitsgesetz» (vgl. Kasten: Weg und Ziel der Revision) darf man nach bestandenem Staatsexamen eine Praxis aufmachen, offensichtlich ohne dazu *fähig* sein zu müssen. Praktisch tut das bisher auch kaum jemand; es ist üblich (und für die Erlangung eines FMH-Spezialarzttitels auch notwendig), 5–10 Jahre als Spitalassistent zu arbeiten. Diese Zeitdauer zeigt heute sinkende Tendenz; vielerorts gibt es Beschränkungen der Zulassungszeit für Spitalassistenten. Bereits gibt es *arbeitslose Studienabgänger*, die keine Assistentenstelle finden. Ohne Neuordnung dieser *«Weiterbildung»* (unter Einbezug der praktizierenden Ärzte) wird die Arbeitslosigkeit noch zunehmen. Die Verlockung, ohne «Weiterbildung» eine Praxis aufzumachen, wird den Standard der ärztlichen Versorgung gefährden. (Das sollte etwa die Medizinische Gesellschaft Basel bedenken, wenn sie weiterhin ihr Verbot, in Basel Praxisvertreter oder Praxisassistenten anzustellen, aufrechterhalten will.)

Die heutige «Weiterbildung» befähigt den Arzt in der Regel, jene etwa 10 Prozent der Kranken zu behandeln, die ein Spital aufsuchen müssen. Entsprechend dem Stellenangebot an den Spitälern werden heute die meisten Assistenzärzte später als Spezialisten (zum Beispiel Herz-, Lungenspezialist) eine Praxis eröffnen. Dort wird der Arzt mit den häufigen, sogenannten banalen Leiden konfrontiert; er betreibt häufig Früherkennung, Vorsorge und ebensohäufig vor allem Krankheitslinderung und Rehabilitation. In vielen Fällen wären jedoch andere Gesundheitsberufe die richtige Adresse für den Hilfesuchenden.

Auf solche Aufgaben schlecht vorbereitet, versucht der junge praktizierende Arzt, seine Unsicherheit durch Anwendung einer ganzen Batterie von Apparaten und technischen Methoden auszugleichen. Das kann in einigen speziellen Fällen nützlich sein, füllt aber vor allem die Kasse der Praxis.

«Ärztliche Grundversorgung»

Obwohl eigentlich auch für die Ärzte beruflich wenig befriedigend, verewigen die Ärztegesellschaften diesen Zustand, in dem sie den Krankenkassen Tarifverträge aufdrängen, die gerade diese Art von Medizin besonders lukrativ bewerten.

Um aus dieser von vielen Betroffenen als unbefriedigend empfundenen Situation herauszukommen, braucht es eine *grundsätzliche Umorientierung im Gesundheitswesen.* Die allgemeine Medizin muss wieder ins Zentrum gerückt werden. Die speziellen Leistungen sind auch nötig, haben sich aber um die *«Grundversorgung»* herum zu gruppieren. Die nichtärztlichen medizinischen Tätigkeiten müssen aufgewertet werden. Es braucht Koordination und planmässige Entwicklung des Gesundheitswesens.

«Die ‹ärztliche Grundversorgung› bezeichnet den Bereich der ärztlichen Leistungen, welcher der Bevölkerung unmittelbar und kontinuierlich zur Verfügung steht. Die ärztliche Grundversorgung erfüllt präventive, diagnostische, therapeutische und rehabilitative Aufgaben. Die Aufgaben der ärztlichen Grundversorgung umfassen eine ganzheitliche Betreuung der Bevölkerung in physischer, psychischer und sozialer Hinsicht und die Beteiligung an der Koordination der Leistungen der Gesundheitsdienste.» (Definition VSM.) *«Der in der ärztlichen Grundversorgung tätige Arzt behandelt die häufigeren, mit angemessenen technischen Mitteln zu behandelnden Krankheiten und hat, je nachdem, Vorsorge, Heilung oder Linderung der Krankheit zum Ziel.»* (Nach Professor Pauli, Argument-Jahrbuch «Kritische Medizin», Nr. 2.)

In der Grundversorgung werden etwa 90 Prozent aller ärztlichen Leistungen erbracht. Der «Hausarzt» – früher die Mehrzahl der Ärzte – erfüllt viele der genannten Aufgaben der ärztlichen Grundversorgung.

Gesundheitszentren

Als Organisationsmodell für die ärztliche Grundversorgung stehen heute «Gesundheitszentren im Quartier» zur Diskussion. Die zunehmende Zahl der Spezialärzte in der Schweiz konnte zwar von den vierziger Jahren bis in die sechziger Jahre die Qualität der ärztlichen Versorgung (gerade auch der «Grundversorgung») spürbar verbessern. Doch heute ist dies nicht mehr der Fall. Die *Entwicklung der Medizin wieder in den Griff zu bekommen* erfordert eine grundsätzliche Neuordnung der Verhältnisse zwischen Patienten, Krankenkassen, Ärzten, anderen Gesundheitsberufen, Produzenten medizinischer Technologie usw. ●

Ärzte vom Thron runter!

Die allgemeine Medizin muss ins Zentrum gerückt werden. Die nichtärztlichen medizinischen Berufe müssen aufgewertet werden. Die Weiterentwicklung des Gesundheitswesens muss koordiniert und planmässig gesteuert werden. Dazu benötigen wir weitgehende politische Änderungen, zu denen wir mit unserer politischen Arbeit bereits heute beizutragen versuchen.

Ein zukünftiges Gesundheitswesen wird eine «integrierte Ausbildung» der Gesundheitsberufe ermöglichen und benötigen. Der Arztberuf wird ein Gesundheitsberuf unter anderen sein. Entsprechend wird man ein integriertes Ausbildungswesen für die verschiedenen Medizinalberufe einrichten. Ein Teil der Ausbildung kann gemeinsam geschehen. Jeder Beruf wird spezifische Zusatzausbildungen geniessen.

Fällt uns Medizinern dabei ein Zacken aus der Krone? Nein. Was nützt uns zum Beispiel die Doktorwürde, wenn wir gegenüber den Schwestern und Pflegern, über die wir im Spital verfügen werden, in praktischen Belangen wie die Esel am Berg stehen?

Die Studienreformer tun gut daran, dies schon heute in ihre Überlegungen einzubeziehen.

Walter Habicht
Susanne Hunziker, Präsidentin MSB

Informationen zum Thema

VSM Argumente zur Gesundheitspolitik II. 177 Seiten (2.50 Fr. für Stud., 5.50 Fr. sonst).

Entwurf des VSM für ein Reglement für die eidgenössischen Medizinalprüfungen.

(Bestellungen an: VSM, Rämistrasse 100, 8031 Zürich, Tel. (01) 34 12 29.)

Medizinstudentenverband Basel und VSM, Argumente zur Studienreform 1979. Ergebnisse einer Studentenbefragung an der Medizinischen Fakultät Basel.

(Bestellungen an: MSB, c/o S. Hunziker, Oetlingerstrasse 179, 4057 Basel).

Weg und Ziel der Revision

Das Bundesgesetz betreffend Freizügigkeit des Medizinalpersonals («Freizügigkeitsgesetz») aus dem Jahr 1877 berechtigt den Absolventen von eidgenössischen Medizinalprüfungen zur freien Berufs*ausübung* als Arzt. Es stellt geregelte einheitliche Anforderungen an den Bewerber und verlangt Gleichheit des Prüfungsverfahrens durch ein zu schaffendes Prüfungsregulativ, das von der Bundesversammlung zu genehmigen ist (was nie geschehen ist.).

Dieses Prüfungsreglement wurde 1964 zum sechstenmal revidiert. Die Ausbildung an den Universitäten wich aber trotz Revisionen immer mehr von den Bedürfnissen der Gesundheitsversorgung in der Schweiz ab. Der Bundesrat verordnete deshalb eine «Experimentierphase» (Rossi-Phase) von 1969 bis 1981, während welcher die Fakultäten in gewissem Mass vom Reglement abweichen können, um neue Studienpläne auszuprobieren und auszuwerten. Von dieser Möglichkeit machten die Fakultäten sehr zurückhaltend Gebrauch.

1975 setzte der Bundesrat eine *Expertenkommission zur Revision des Medizinalprüfungsreglements (EEK)* ein, die die Erfahrungen der Experimentierphase auswerten und darauf aufbauend für 1981 ein neues Prüfungsreglement ausarbeiten sollte. Sie hatte 22 Mitglieder. Davon waren 11 Professoren (5 eigentliche Fakultätsvertreter), 2 Studentenvertreter des Verbandes der Schweizer Medizinstudenten (VSM), 2 Vertreter der Ärzteverbindung (FMH) sowie Vertreter verschiedener hochschul- und bildungspolitischer Gremien.

Im April 1979 gelangte der Vorschlag der EEK in die Vernehmlassung. Das heisst, die angefragten Stellen können sich zum Vorschlag äussern, und der Bundesrat berücksichtigt (allenfalls) die Einwände. Nicht berücksichtigt wurden allerdings grosse und repräsentative Organisationen wie etwa der Gewerkschaftsbund, Interessenvertreter breiter Kreise der Bevölkerung! Der VSM reichte eine Vernehmlassung ein in Form eines vollständigen alternativen Reglementsentwurfs.

Das anfänglich erklärte Ziel der EEK war ein *neues Konzept in der Medizinerausbildung* (also eine Studienreform), die den Bedürfnissen der Gesundheitsversorgung der Bevölkerung angepasst ist. Im Verlaufe der Kommissionsarbeit zeigte sich, dass die konservativen Kräfte, die die heutige Ausbildung bestimmen, das Übergewicht hatten: Schritt für Schritt wurden die neuen Ideen und damit das eigentliche Konzept des neuen Vorschlags wieder fallengelassen.

● *Studienziel:* Der Prüfungsabsolvent soll *«befähigt»* (und nicht nur *«berechtigt»*) *sein,* in der ärztlichen Grundversorgung tätig zu sein.

Die Vertreter der Fakultäten brachten dies zu Fall, da sie keine wirklich breite Ausbildung wollen, sondern wie bisher eine Addition von Spezialistendarbietungen. Die Verbindung der Schweizer Ärzte (Zimmermann) ist im Laufe der Kommissionsarbeit umgeschwenkt. Die Standespartei hat (erklärtermassen gegenüber VSM-Vertretern!) Angst, ihr «Führungsinstrument» der Weiterbildung (Verleihung der FMH-Spezialarzttitel) aus der Hand zu verlieren und damit politisch geschwächt zu werden.

● *Diplomprüfung* (Staatsexamen): Ein nach modernen ausbildungswissenschaftlichen Kriterien konzipiertes Staatsexamen hat im wesentlichen dem konservativen Druck standgehalten.

● *Vorklinik/Zwischenprüfungen:* Die Vorklinik sollte umgestaltet und von einer einzigen Prüfung abgeschlossen werden, die wie das neue Staatsexamen nach modernen ausbildungswissenschaftlichen Kriterien gestaltet werden sollte. Davon blieb *nichts* übrig, der EEK-Entwurf lässt alles beim alten. Das ist u. a. das Verdienst des «unheimlichen Patrioten» Giovannini (ehemaliger Rektor der Uni Freiburg), Mitglied der rechtsextremen «heiligen Mafia», des Opus Dei. Dies ist besonders gravierend, weil mittels der Vorklinik die Auswahl (Selektion) jener getroffen wird, die da Ärzte werden dürfen.

Vorlesungsrezensionen als praktische Wissenschaftskritik

Worüber man an den Hochschulen nicht spricht

Von Marianne Müller-Högsted

Nach zehn Jahren Bildungsreform weiss die Wissenschaft selbst nicht mehr, wozu sie eigentlich da ist, wichtig ist nur, dass sie nützt. Wem sie nützt, wenn sie nützt, wird nicht gefragt. Wir wollen hier diesem Sachverhalt nachgehen und einen Vorschlag machen, wie dies geändert werden kann.

Das Erscheinungsbild des Bildungswilligen hat sich in den vergangenen zehn Jahren drastisch gewandelt. Der allgemeingebildete, in Musse studierende Philosophicus hat abgehaltert – neues Vorbild: der zielstrebige, an exakte Arbeit gewöhnte Student, der nur noch über das Bescheid wissen soll, was an den Prüfungen gefragt wird. Doch fürs Maulhalten wird nichts geboten. Jüngstes Beispiel: Der Expertenvorschlag für die Neuregelung der Prüfungen an den medizinischen Fakultäten sieht vor, dass inskünftig das Bestehen der Medizinalprüfungen nicht mehr zur *Befähigung,* sondern bloss zur *Berechtigung,* den Arztberuf auszuüben, führen soll. Neue Prüfungsreglemente auch anderswo. Allgemeiner Trend: Isolierte Faktenkenntnis wird generell dem allgemeinen Verständnis vorgezogen.

Was taugen Lehrveranstaltungen?

Die Gründe sind bekannt: Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung im vorletzten Jahrzehnt wurden immer mehr und besser ausgebildete Akademiker benötigt, die Hochschulen wurden ausgebaut. Das Bildungsschwergewicht verlagerte sich von den geisteswissenschaftlichen Fächern auf mehr praxisorientierte Ausbildungsgänge wie Natur- und Ingenieurwissenschaften, Medizin, auch Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Dieser Vorgang beschleunigte sich noch in den 70er Jahren. Durch die Energiekrise wurde in Anlehnung an die Rationalisierungsmassnahmen der Industrie die Straffung der Studiengänge in Gang gesetzt, wissenschaftliche Vielfalt durch leistungsorientierte Einfalt ersetzt.

Dies ist nicht ohne Folge für das Wissenschaftsverständnis geblieben. Das Streitgespräch entfacht sich über Bildungsstrukturen, nicht über Bildungsinhalte. Wir wollen daher das Konzept der Vorlesungsrezensionen (Vorlesungsbewertungen) wiederaufnehmen, wie sie zuerst umfassend an der *Freien Universität Berlin* schon im Jahr 1967 praktiziert wurden und seitdem immer wieder an verschiedenen Hochschulen geprobt wurden. Die Vorlesungsrezensionen bewerteten neben didaktischen und organisatorischen Aspekten auch den Bildungswert der Lehrveranstaltung. Die Aktualität des vermittelten Stoffes wurde am gegenwärtigen Forschungsstand gemessen, Lehrmeinungen analysiert und mit den Positionen anderer Wissenschafter verglichen.

Diese Rezensionen haben in Berlin zuerst viel Staub aufgewirbelt, denn sie haben sich im Gegensatz zu vielen andernorts üblichen Rezensionen nicht auf die technisch-didaktischen Aspekte der Vorlesungen beschränkt. Das Berliner Projekt hatte sich damals als Teil einer Strategie der demokratischen Hochschulpolitik verstanden, welches in sich den Keim studentischer Emanzipationspolitik trug.

Kritik aus Lerninteresse

In den Berliner Rezensionen schlägt sich in besonderer Form der Protest gegen die bestehende Universitätsstruktur und gegen den herrschenden Lehrbetrieb nieder. Dabei stellt der Student selber einen wichtigen Faktor dar: Statt Vorlesungskonsument und unmündiger Schüler zu sein, soll er zum kritischen Dialogpartner werden. Dies ist möglich, wenn er sieht, dass es sinnvoll ist, die Vorlesungen zu kritisieren, wenn er lernt, über sie zu reflektieren und zu diskutieren. Die Rezensionen sind keine eigentliche wissenschaftliche Würdigung der Lehrinhalte, sondern Ausdruck der erlebten Betroffenheit, die sich aus der ständigen Konfrontation mit dem Wissenschaftsprozess der Hochschule ergibt. Die Kritik ist also eindeutig interessenbezogen: Durch den Nachweis von Widersprüchen zwischen allgemeinen und speziellen Ansprüchen und der tatsächlichen Leistung des Dozenten wird ein sinnvolles Studium angestrebt.

Wolfgang Nitsch, einer der Berliner Rezensenten, empfiehlt: «Die Rezensionspraxis . . . sollte ausgehen von den in Berufsleitbildern, in der Wissenschaftstheorie und -methodologie und in der wissenschaftlichen Fachöffentlichkeit formulierten Kriterien, Ansprüchen und Zielen einer wissenschaftlichen und akademisch-beruflichen Bildung und zunächst festzustellen suchen, inwieweit sich die Dozenten mit solchen Normen und Kriterien in ihren Lehrveranstaltungen programmatisch identifizieren.» [1] Dies schon, weil wir gesehen haben, dass die Veranstaltungen meistens weder zu einer fundierten Berufsausbildung führen noch eine kritische Reflexion über gesellschaftliche Fragen ermöglichen.

Ich möchte hier nicht auf konkretere Fragestellungen im Zusammenhang mit Rezensionen eingehen, ob Fragebogenaktion, wo alle sich beteiligen, ob rezensierende Gruppe, ob eine Vorlesung exemplarisch kritisiert wird oder vergleichende Rezensionen, wieweit inhaltliche und wieweit didaktische Fragen behandelt werden sollen, welche Art der Publikation am sinnvollsten ist etc. Die Aufnahme des Themas Vorlesungsrezensionen in das Arbeitsprogramm des VSS ist durch den VSS-Delegiertenrat befürwortet worden. Als einen ersten Schritt möchten wir eine Dokumentation zusammenstellen, die es interessierten Fachschaften und Studenten ermöglichen soll, sich vertieft mit diesem Thema zu befassen ud auch selber solche Rezensionen durchzuführen. ●

[1] Zitiert aus: Wolfgang Nitsch: *«Vorlesungsrezensionen als Hochschulkritik»*, in: «Wider die Untertanenfabrik», Handbuch zur Demokratisierung der Hochschule, hrsg. von Stephan Leibfried, Pahl-Rugenstein-Verlag, Köln, 1967.

VSS
Verband der Schweizerischen Studentenschaften
Erlachstrasse 9
3012 Bern
Tel. (031) 23 28 18
Vorstand:
Marianne Müller, Marianne Ulmi, Stephan Andereggen

das konzept Tip

RS-Informationsabend

Ehemalige Rekruten berichten aus ihren letztjährigen RS-Erfahrungen. Wir diskutieren über die Armee und den Dienstbetrieb, über Möglichkeiten des Widerstands gegen die stumpfsinnige Disziplinierungsmaschinerie des Dienstbetriebs, über Zusammenarbeit mit dem Soldatenkomitee während der RS.

Am Donnerstag, 17. Januar, um 20 Uhr im Volkshaus Zürich (Organisator: Soldatenkomitee, Postfach 1337, 8036 Zürich).

Sudanexpedition mit Lastwagen, Nildampfer und Eisenbahn

Im Frühling 1980 veranstaltet der SSR in Zusammenarbeit mit der Schweizer Organisation TRANSA vier ungewöhnliche Reisen in den nördlichen Sudan. Der Sudan ist flächenmässig das grösste Land des Schwarzen Kontinents, paradoxerweise aber nur wenig bekannt. Erst 1956 wurde er unabhängig von der englischen Kolonialherrschaft. Der Westen wie der Osten zeigten in der Folge nur wenig wirtschaftliches Interesse, und selbst die traurige Geschichte der letzten 20 Jahre, während deren ein grausamer Bürgerkrieg zwischen dem christlich-negroiden Süden und dem arabisch-islamischen Norden wütete – «the forgotten war» genannt –, vermochte die Weltöffentlichkeit nicht aufzurütteln. Bis heute kennen nur wenige Afrikafahrer den Sudan. Fragt man diese Unentwegten, so sind sie tief beeindruckt von Eigenart und Schönheit dieses vergessenen Landes.

Khartum, am Zusammenfluss des Weissen und des Blauen Nils, ist Anfangs- und Endpunkt der Expedition. Heiss und staubig ist Khartum, trotzdem die Hoffnung all derer, die müde sind, dem kargen Boden etwas abzugewinnen, und in der Stadt ihr Glück suchen. Khartum überquillt von schwarzen Hungerleidern, die, von Arabern skrupellos ausgenützt, wahre Sklavenarbeit verrichten.

Um die abgelegenen nubischen Dörfer und die vergessenen meroitischen Pyramiden zu besuchen, müssen wir uns den gleichen strapaziösen Bedingungen unterwerfen wie die Einheimischen. Auf der Brücke eines geländegängigen Armeelastwagens folgen wir den sandigen Pisten und Spuren, die manchmal direkt am bewohnten Nilufer, zeitweise aber auch Hunderte von Kilometern durch unbewohnte Wüsten führen. Die Vielfalt der Landschaftstypen ist erstaunlich: Das breite, grüne und stellenweise dichtbevölkerte Niltal zwischen Khartum und Atbara, dann die zweitägige Fahrt durch die Bayudawüste, ein wildes, felsiges und menschenleeres Gebiet, und schliesslich Nubien, wo der Nil rasch und kräftig über Katarakte durch enge Täler dem Assuansee zuströmt.

Die Flussstrecke von Karima nach Dongola verbringen wir auf einem trägen Nildampfer. Auf die Fahrpläne ist kein Verlass, und es bleibt dem Teilnehmer überlassen, ungeplante Zwischenhalte und unerklärliche Wartezeiten auf erspriessliche Weise zu verbringen.

Zu einem unvergesslichen Erlebnis wird die Fahrt zwischen Wadi Halfa und Khartum mit der legendären Eisenbahn, die Lord Kitchener Ende des 19. Jahrhunderts gebaut hatte, um seine ägyptische Armee mit Nachschub zu versorgen. Im einst gediegenen Speisewagen sind immer noch viktorianische Tassen vorhanden, aus denen die britischen Administratoren ihren Tee schlürften. Im krassen Gegensatz zu diesem verblichenen Luxus drängen sich die Passagiere der 4. Klasse in stickigen Waggons oder reisen auf den Dächern zusammengepfercht.

In Khartum wird in einem kleinen, einfachen Hotel übernachtet; in den grösseren Dörfern im Norden in sogenannten «Resthouses», wie sie von den einheimischen Reisenden benutzt werden. Während der zehntägigen Lastwagenfahrt muss die Gruppe das Camp selber aufstellen. Das auf den lokalen Märkten eingekaufte Essen wird auf Benzinkochern zubereitet.

Viele der Strecken werden sehr selten befahren. Die beiden Fahrer/Mechaniker sind darauf angewiesen, dass alle anfallenden Arbeiten und die unvermeidlich auftauchenden Probleme von der Gruppe gemeinsam angegangen werden. Soweit es die Fahrpläne von Eisenbahn und Dampfer zulassen, werden der Tagesablauf und die genaue Route in der Gruppe ausdiskutiert.

Es stehen vier Reisedaten zur Wahl:
23. 2.–16. 3./8.–30. 3./29. 3.–20. 4./12. 4.–4. 5.
Die Sudanexpedition kostet zwischen 2290 und 2390 Fr., je nach Reisedatum.

Info-Meeting

Zu diesen Reisen findet am

16. 2. 1980

in Zürich ein Informations- und Vorbereitungstreffen statt. Interessenten können sich frühestens 3 Wochen zuvor telefonisch anmelden (Tel. 01/242 30 00).

SSR-Reisen

Zürich, Bern, Basel, St. Gallen, Chur, Luzern und Solothurn

das konzept bücherservice

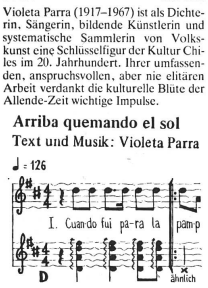
ausgewählt von Regula Reiter, Ruth Jäger

Musik

Violeta Parra: **Lieder aus Chile.** *Zweisprachige Anthologie. 146 S., Klaus Dieter Vervuert, Frankfurt. Edition der Iberoamericana I. 14 Fr.* **Nr. 115**

Violeta Parra (1917–1967) ist als Dichterin, Sängerin, bildende Künstlerin und systematische Sammlerin von Volkskunst eine Schlüsselfigur der Kultur Chiles im 20. Jahrhundert. Ihrer umfassenden, anspruchsvollen, aber nie elitären Arbeit verdankt die kulturelle Blüte der Allende-Zeit wichtige Impulse.

Arriba quemando el sol
Text und Musik: Violeta Parra



Die Anthologie stellt Violeta Parras Lieddichtungen der späteren Phase vor. Eine Einführung beschreibt ihr Leben und Werk in ihrem sozial- und kunstgeschichtlichen Zusammenhang.

Gail Holst: **Rembetika.** *Musik einer griechischen Subkultur. Lieder von Liebe, Haschisch und vom Überleben. 187 S., Gerhardt-Verlag, Berlin. 24.80 Fr.* **Nr. 116**

Wie der Blues waren die Rembetika-Lieder die Soul-Musik einer Gruppe von Menschen, die sich an den Rand der Gesellschaft gedrängt fühlten und die ihren eigenen Slang und ihre eigenen Ausdrucksformen entwickelten. Dies ist das erste Buch auf Deutsch, das uns einen

Einblick in die Welt der Rembetes vermittelt, die Haschisch rauchten, während sie Bouzouki spielten und den leidenschaftlichen Sembekiko tanzten, um ihre Emotionen freizusetzen.

Neu. Wir merken vor. Erscheint Ende Januar: Wolfgang Fritz Haug. **Zeitungsroman oder Der Kongress der Ausdrucksberater.** *Ca. 185 S., illustriert. Rotpunkt-Verlag (rpv), Zürich. Ca. 13 Fr.* **Nr. 111**

Der Berliner Philosophieprofessor ist vor allem bekannt seit seinem Buch «Warenästhetik» und von seiner Mitarbeit im Argument-Verlag.

Babylon heute. Plakatidee von Pierre Brauchli nach dem Bild von Pieter Bruegel (Turmbau von Babel). *Mehrfarbig, Format 48/68 cm, Verlag Tanner & Staehelin, Zollikon. 6 Fr.* **Nr. 108**

Kursbuch 58: Karrieren. Hrsg. K. M. Michel/H. Wiesser. *192 S., Rotbuch-Verlag, Berlin, 1979. 8 Fr. einzeln.* **Nr. 103**

Abo zu vier Nummern pro Jahr 24 Fr. statt 32 Fr. + Versandspesen. **Nr. 104**

«das konzept»-Leserinnen und -leser: bestellt eure Bücher direkt bei «das konzept» – sie werden prompt und bequem ins Haus geliefert.
Für Leser auf dem Land, für Faulenzer, Stubenhokker, Bequemlinge usw. beiderlei Geschlechts.
Einfacher geht's nicht: Gewünschte(n) Titel im Talon unten eintragen, Absender gut leserlich eintragen. Talon an «das konzept» schicken.
Übrigens: wir liefern jedes lieferbare Buch.

Zwüschehalt. *13 Erfahrungsberichte aus der Schweizer Neuen Linken. 306 S., Rotpunkt-Verlag (rpv), Zürich. 17.80 Fr.* **Nr. 110**

Ist 1968 wirklich der Ausgangspunkt für die Neue Linke in der Schweiz? Nicht unbedingt. Denn die meisten aus jener Generation waren damals schon in Entwicklung begriffen. Und sie sind auch heute noch nicht angekommen.

Zwüschehalt

In diesem Buch halten dreizehn Frauen und Männer, die durch die 68er Bewegung vorangekommen sind, Rückschau. Ihre Erfahrungen, die sie stellvertretend für eine ganze Generation aufzeichnen, lassen in Umrissen **die Geschichte der Neuen Linken in der Schweiz** erkennen.

Jean Carpentier: **Aufwiegelei zur Gesundheit.** *Aufzeichnungen eines franz. Kassenarztes. 157 S., Rotbuch-Verlag, Berlin, 1979. 9 Fr.* **Nr. 102**

«Die Medizin ist eine Form von Gewalt»; aber meistens wollen das weder der Arzt noch die Patienten wahrhaben. Zum Arztealltag von Carpentier gehören das Gefangensein in einer Beziehung zu zweit (Arzt und Kranker) ebenso wie das Absorbieren der Angst gegen bares Geld. Krankengeschichten, die daraus folgende Macht und Ohnmacht des Mediziners führen zu Versuchen, einen neuen Weg aus der verfangenen und unbefriedigenden Situation gemeinsam zu finden.

WIR HABEN ES SATT, LEUTE ZU BEHANDELN, DIE DURCH IHR EIGENES LEBEN KAPUTT-GEMACHT WERDEN.

Die französische Ärzteschaft antwortete mit einer einjährigen Praktiziersperre für Carpentier auf seine (von einigen anderen Ärzten unterstützten) Versuche. Eignet sich vorzüglich, um die Wartezeiten beim Arzt zu verkürzen und sinnvoll auszufüllen!

rororo film lexikon

Liz-Anne Bawden/Wolfram Tichy (Hg.) **rororo Filmlexikon.** *Bände 1–3:* Filme/*Bände 4–6:* Personen. *rororo 6228–6233 (Bände 1–6) komplett 49 Fr.* **Nr. 113**

Werner Herzog. *Reihe Film 22.* Mit Beiträgen von *Hans Günther Pflaum, Hans Helmut Prinzler, Jürgen Theobaldy und Kraft Wetzel. 164 S., mit zahlreichen Photos. Carl-Hanser-Verlag, München. 17.80 Fr.* **Nr. 112**

Frauen

Ursula Wolf: **Mein Name ist ICH LEBE.** Indianische Frauen in Nordamerika. Mit zahlreichen Photos. *214 S., Frauenbuchverlag, München, 1979. 19.80 Fr.* **Nr. 107**

Dieses Buch versucht, die traditionelle Rolle der indianischen Frauen darzustellen, wie sie sich in Mythen, Arbeitsteilung und politischer Struktur manifestiert und bis in die Gegenwart erhält. Es versucht ihren Kampf zu zeigen **gegen ein System, das Frauen ebensowenig respektiert wie die Erde, die sie «repräsentieren»,** den Kampf gegen Strategie des direkten und indirekten Völkermords.

«Im Zusammenleben und den Gesprächen mit den indianischen Frauen spürte ich eine Form von Stärke, Selbstbewusstsein und Selbstachtung als Frauen, die mir in unserer Gesellschaft nicht vermittelt worden ist.»

Wandmalerei und Texte in West-Berlin & West-Deutschland. Hrsg. von Stadtteilen, Bürgerinitiativen, Frauengruppen, Individuen, Horden, Banden, Gespenstern, Gruppen, Schmierfinken, Subversiven und dergleichen. *173 S., Karin-Kramer-Verlag, Berlin, 1979. 18 Fr.* **Nr. 101**

Kunst am Bau kann gegebenenfalls gegen Kunst im Bau eingetauscht werden (viele Prozesse laufen gegen wandbemalende Leute). Wandmalereien gegen

Vergewaltigung, Gorleben, Beton, Abrisswahnsinn und anderes mehr wurden unter Mithilfe von zahlreichen Bewohnern und Malern zu einem Bild zusammengefügt: **eben zu den Wandmalereien, die Zeichen genug sind, für sich zu sprechen.** Da sind unsere Städte direkt grau dagegen, wenn man von den Sprayer-Männchen absieht. Haben wir denn weniger Grund dazu, oder fehlt uns eventuell der nötige Mut?

Emma Goldmann: **Gelebtes Leben, Band 1: «Living my life»,** *mit Photos. 392 S., Karin-Kramer-Verlag, Berlin, 1978. 25 Fr.* **Nr. 106**

Von der Ankunft in Amerika, einem Rückblick auf die Kindheit in Russland, der Heirat mit Kershner, der Freundschaft mit Berkman und Most bis zu Vortragsreisen in Amerika, der Ausbildung zur Krankenschwester in Wien, Arbeit und Aufklärung in den Armenvierteln und zur Diskussion um freie Liebe und Empfängnisverhütung.

Emma Goldmann: **Gelebtes Leben, Band 2: «Living my life»,** *mit einigen Photos. 400 S., Karin-Kramer-Verlag, Berlin, 1979. 25 Fr.* **Nr. 105**

Endlich ist der Band 2 übersetzt und lieferbar; so findet das bewegte Leben der Emma Goldmann seine Fortsetzung. Er schildert die Zeit bis zum Ende des 1. Weltkriegs und zum Beginn ihres Exils: Propagandareisen, die Revolution in Russland wird blutig erstickt, Johann Most stirbt, Berkman wird endlich aus der Haft entlassen, Teilnahme an internationalen Anarchismuskongressen in Amsterdam und Paris, die Verhaftung von Emma und Berkman, die Entlassung aus dem Gefängnis. Band 2 schliesst mit den Worten «Ich bin Multimillionär – an Freunden», und Emma Goldmann war wieder frei. Band 3 ist in Vorbereitung.

Arthur Honegger **Der Ehemalige.** *Roman. 259 S., Verlag Huber, Frauenfeld. 28 Fr.* **Nr. 114**

Arthur Honegger (geboren 1924) begann nach quälenden Anstaltsjahren als Knecht, Kellner und Parteisekretär seinen Weg in die Freiheit. Danach wandte er sich dem Journalismus zu, wurde Korrespondent in Bonn und nahm als Berichterstatter am Sechstagekrieg teil. Neben seiner journalistischen Arbeit schrieb Honegger Kurzgeschichten und Romane.

In seinem neuen Roman erzählt Arthur Honegger die Geschichte eines «Ehemaligen», eines jungen Menschen, der aus einer Erziehungsanstalt in die «Freiheit» entlassen wird.

Bestellcoupon

Ich bestelle folgende Buchtitel Nr(n).:

Einsenden an: «das konzept», Weinbergstr. 31, 8006 Zürich

Name

Str.

PLZ/Ort

Ich bezahle die Rechnung (inkl. Versandspesen) nach Erhalt der Bücher.

Drive mit TV-Werbung:
Es ist alles so schön bunt hier *Seite 14*

Was Linke im Kino suchen ... und was sie finden *Seite 15*

Filmer-Sieg gegen Verleiher
Kartell geknackt *Seite 17*

Liebe Tante Holly ... *Seite 17*

Arbeiten mit Super-8
Das Sehen wieder lernen *Seite 18*

«das konzept»
Weinbergstrasse 31
8006 Zürich

«Bevor wir mit unseren Filmen die Gesellschaft verändern, müssen wir unsere Filme verändern»

«Es ist eine grosse Gefahr . . ., dass wir (Marxisten) in ästhetischen Dingen von einer Unduldsamkeit sind, die auf unsere Väter, die Jakobiner, zurückweist.»
Hanns Eisler, marxistischer Komponist

Mit dem Filmemacher Fredi M. Murer sprachen Marianne Fehr und Ruedi Küng

Marianne: In deiner Dokumentation zu «Grauzone» schreibst du, dass du zuerst einen Dokumentarfilm über die Kinder der Urner Bergler machen wolltest: über ihre Situation, darüber, dass sie jetzt überall in der Schweiz verstreut in solchen Wohngettos, wie sie in «Grauzone» vorkommen, leben. Warum hast du dich dann entschlossen, einen Spielfilm zu machen?

Fredi: Die Idee war ursprünglich, dem Film («Wir Bergler in den Bergen sind eigentlich nicht schuld, dass wir da sind») einen Epilog anzuhängen. In Gesprächen mit den Bergbauern war immer die Rede davon, dass die jungen Leute abwandern, sozusagen «die Gescheiten gehen und die Dummen bleiben» – das war so eine Redensart, die sich festgesetzt hatte. Ich interessierte mich dafür, wohin die Abwanderer denn gehen. Anhand einer Familienphoto erzählte mir ein älteres Ehepaar in Hinterbristen, von Kopf zu Kopf zeigend, wo ihre Söhne und Töchter nun wohnen. Dies sollte die

«Bei den Recherchen bin ich auf Situationen gestossen, die mir die Grenzen des Dokumentarfilms aufzeigten»

Grundlage für diesen Epilog werden. Ich suchte diese Leute auf. Dabei entdeckte ich eine neue Schweiz, eben diese Wohnblock-Schweiz, die sich quer durch alle Kantone zieht. Diese Siedlungen sind auswechselbar, sind überall gleich, wie Flughäfen überall gleich sind. Ich stellte fest, dass dies ein grösseres Thema wäre und nicht in 3–4 Minuten abzuhandeln ist.

Bei den Recherchen bin ich dann allerdings auf Situationen gestossen, die mir die *Grenzen des Dokumentarfilms* aufzeigten. Bisher habe ich immer Filme gemacht *mit* Leuten oder *über* Leute, mit denen ich mich identifizierte oder solidarisch war – ich machte also immer Filme *für jemanden* oder *für eine Sache.* Nun merkte ich, dass ich eigentlich einen Film *gegen etwas* machen müsste: nicht gegen diese Leute persönlich, aber gegen eine historische Tendenz, in der diese Leute nur eine Rolle spielten. Hier stiess ich für mein Gefühl an *Grenzen des Persönlichkeitsrechtes.* Ich hätte Personen mit Namen und Adresse stellvertretend für eine allgemeine negative Entwicklung «benützen» müssen. Ich habe mich hier gescheut und gefunden, dass ich dies den Leuten nicht antun könne.

Es gibt beim Dokumentarfilm oft noch ein anderes Problem: Ich suchte diese Leute sozusagen in flagranti auf, klopfte an, ohne mich vorher angemeldet zu haben. Ich wurde in Wohnungen eingelassen, wo eine lebendige Unordnung herrschte, eben die normale Alltagssituation. Beim nächsten Mal hatte die Frau eine neue Dauerwelle, trug Sonntagskleider, die Wohnung war keimfrei aufgeräumt. Ich realisierte, dass sich das Bild im Film verändern würde, die Authentizität nicht herstellbar wäre: Die Familie präsentierte sich als Sonntagsfamilie. Schliesslich kann man die Leute nicht vergewaltigen und dazu zwingen, sich selbst «gewöhnlich» zu zeigen. Da beginnen Mechanismen zu spielen, wie: Was denken die Nachbarn, wenn es bei mir nicht ordentlich ist, usw. Dieses Sonntagsgesicht interessierte mich aber nicht, es sei denn, ich hätte es reflektiert, indem ich zum Beispiel in einem Kommentar darauf aufmerksam gemacht hätte. So hätte ich aber die Leute wiederum blossgestellt, indem ich ihr Weltbild, ihre Einfachheit des Denkens quasi von oben herab, als reflektierender Voyeur, seziert hätte.

Dies war mit ein Grund für meinen Entschluss, diese Leute zwar genau zu beobachten, sie aber durch Schauspieler zu ersetzen. Das fiktive «Produkt» war dann nicht mehr eine authentische Person oder eine einzelne Wohnung, sondern die Verarbeitung meiner Beobachtungen. Davon ist aber nur noch der ethnographische Aspekt geblieben, welcher in «Grauzone» eingeflossen ist.

Unabhängig davon hatte ich noch ein anderes Filmprojekt im Kopf: Ich wollte ein Porträt über einen authentischen Abhörspezialisten machen. Nun ist es praktisch unmöglich, einen solchen zu finden, und erst noch einen, der einverstanden ist, gefilmt zu werden. So habe ich eben einen erfunden und mir vorgestellt, was für ein schizophrenes Leben ein solcher Typ führen könnte, einer der zwischen Berufsgeheimnis und seinem privaten Umfeld steht – hier gäbe es noch und noch Beispiele, etwa Polizei- und Kaderleute, die mit einem solchen Doppelleben fertigwerden müssen. Das sind alltägliche Erscheinungen in unserer hochindustrialisierten Gesellschaft.

«Vielleicht lässt sich heute über das Wie des Filmemachens wieder eher reden»

Die Recherchen zum ethnographischen Film versuchte ich nun mit diesem fiktiven Projekt in Übereinstimmung zu bringen, weil beides für mich im übertragenen Sinne «Grauzonen» bedeutet. So haben sich verschiedene Filmideen, von denen allein keine trug, sukzessive zu einem «fiktiven Dokumentarfilm» verdichtet.

Marianne: Hat sich also dein Entscheid, einen Spielfilm zu machen, aus der Sache heraus ergeben, aus deinem Anspruch, die beiden Themen in einen Film zu bringen?

Fredi: Der Schritt zum Spielfilm hat wenigstens bei mir noch andere Ursachen. Erstens ist es weniger ein Schritt als eine *Rückkehr* dazu. Von den ca. 12 Filmen, die ich gemacht habe, sind nur zwei davon wirkliche Dokumentarfilme. Zudem meine ich, dass die Urheimat des Films nicht die Schulstube, sondern das Kino ist. Ich behaupte, dass alle Filmemacher – wo immer sie dann landen – die Initialzündung, Filme machen zu wollen, vom Kino her haben. Die frühen Vorbilder und Vaterfiguren der Filmemacher, die ich kenne, sind Fellinis und Buñuels, jedenfalls Spielfilmregisseure. Die persönlichen und ökonomischen Bedingungen und Grenzen sind es dann, die einem hierzulande relativ schnell von diesem Traum abbringen. Für die allermeisten Filmer ist oder war der Dokumentarfilm «nur» Vorstufe oder Ersatz für Kinofilme. Die Mitbegründer des ehemals «Jungen Schweizer Films» sind fast alle am Umsteigen, wenn sie nicht schon umgestiegen sind. Vielleicht auch am Absteigen. Ich habe kürzlich einige Godard-Filme wiedergesehen: Ich staunte von Neuem über die Frechheit und Frische, über die immer noch wirkende Kraft dieser Filme. Ich war aber auch erstaunt darüber, wie wenig beeinflussende Wirkung diese Filme in der Schweizer Filmszene hinterlassen haben in der Praxis.

«Für die allermeisten Filmer ist oder war der Dokumentarfilm ‹nur› Vorstufe oder Ersatz für Kinofilme»

Ruedi: Du hast bis jetzt eher persönliche Gründe genannt, weshalb Du einen Spielfilm anstelle eines Dokumentarfilmes gemacht hast. Siehst Du auch andere Momente, gesellschaftspolitische, die dafür ausschlaggebend waren?

Fredi: Wenn man davon ausgeht, dass der Spielfilm eher die Tendenz hat zu unterhalten und der Dokumentarfilm eher zu unterweisen und belehren, liegt es nahe, dass fürs erstere eher Geld zu finden ist. Dass aber deshalb Spielfilme harmloser werden müssen, müsste nicht so sein.

Ein weiterer Aspekt: Als wir angefangen haben, Filme zu machen, arbeiteten wir nebenher, um Geld für das Material zu verdienen. Man war ein Team von Kollegen, sowohl die Techniker als auch die Darsteller vor der Kamera. Inzwischen sind diese Leute Familienväter, die Copains wurden spezialisierte Filmtechniker, es gibt nun zehnseitige Verträge, in denen die «Grenzen der Arbeitszeit», die AHV geregelt sind; aus der spontanen Filmerei wurde eine *kleingewerbliche Industrie,* die Budgets sind im Quadrat gestiegen. Dieser Aspekt hatte einen grossen Einfluss auf die Themen. Man musste nun Filme machen, Themen suchen, die man dem Fernsehen auch verkaufen konnte, die der Bund unterstützte. Damit machte das spontane Filmemachen einem «Gesuchstellerfilm» Platz. Wenn man einen Film machen wollte, musste man Garantiebelege (Dokumentationen, Budgets etc.) hinterlegen, und diese Belege zu beschaffen brauchte fast mehr Zeit, als den Film selbst zu realisieren. Ich glaube, Kurt Gloor war der erste, der herausfand, dass man nicht Geld für *Filme* sondern für *Themen* suchen muss. Parallell zur allgemeinen Politisierung der Filmer um 68 etablierte sich damit eine neue Gattung von Dokumentarfilmen. An die Stelle der Künstlerporträts und Experimentalfilme sind Filme über soziale Randgruppen und aktuelle politische Ereignisse getreten, Bekenntnisfilme, Sozialarbeiterfilme. Die Diskussion über das *Wie* des Filmemachens trat sehr in den Hintergrund, auf das Thema kam es jetzt an. Wer formale Probleme hatte, war ein bürgerlicher Scheisser. Vielleicht sind inzwischen alle Themen abgehakt. Ich könnte mir vorstellen, dass es für einen jungen Nachwuchsfilmer kein grosser Anreiz ist, einen Film zu machen, den es möglicherweise in einer besseren Ausführung schon gibt. Diese Themenerschöpfung sehe ich persönlich allerdings auch als Chance für den Film, auch den Dokumentarfilm. Zudem hat inzwischen das Fernsehen die filmische Themenbearbeitung übernommen. Vielleicht lässt sich heute über das *Wie* des Filmemachens wieder eher reden.

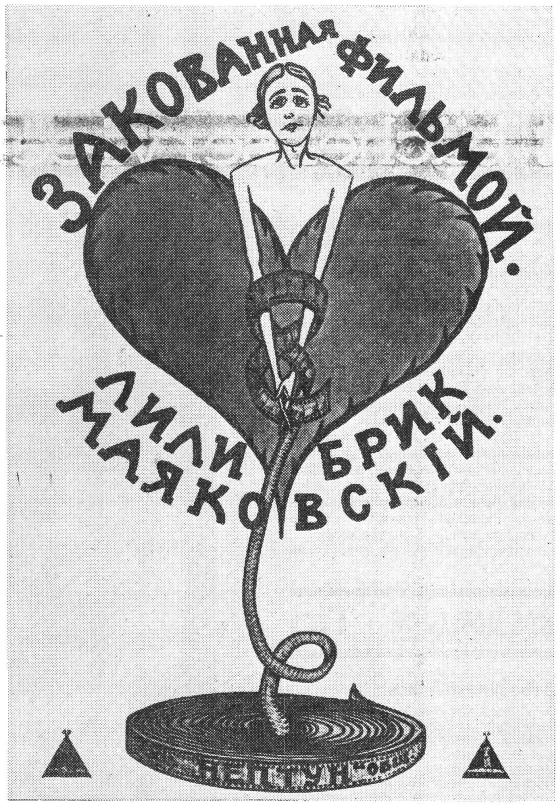
«Dadurch, dass die Filmschaffenden vom Film leben wollten, wurde eine ganze Kettenreaktion von Anpassung ausgelöst»

Dadurch, dass die Filmschaffenden vom Film leben wollten, wurde eine ganze Kettenreaktion von Anpassung ausgelöst. Das Resultat ist nun eine für schweizerische Verhältnisse breite Basis von Produktionen, viele Filmemacher, die schlecht und recht vom Filmemachen leben. Aber der Preis dafür ist hoch und geht auf Kosten der Vitalität, der Phantasie, der Frechheit, des Engagements.

Ruedi: Wenn du dich entscheidest, einen Spielfilm anstelle eines Dokumentarfilms zu machen, bist du dir über die unterschiedlichen Wirkungen der beiden Genres bewusst?

Fredi: Es steht eindeutig fest, dass ein fiktiver Film über eine heisse Problematik relativ wirkungslos bleibt gegenüber einem authentischen Dokumentarfilm über dasselbe Thema. Angenommen, ich hätte einen Abhörspezialisten gefunden, der vor der Kamera ausgepackt, enthüllt, Namen genannt hätte, wäre der Film möglicherweise verboten worden oder hätte einen Skandal ausgelöst. Durch die Tatsache, dass es nur ein Spielfilm ist, passiert nun rein gar nichts. Das ist bei Spielfilmen generell der Fall. Sie haben vielleicht eher eine *Sickerwirkung,* sie gehen nicht ganz spurlos am Zuschauer vorbei. Von daher ist der Anspruch auch anders: Ich wollte nicht bestimmte Firmen oder Personen namentlich blossstellen, sondern ein Klima sichtbar machen, das auf unsere Situation übertragbar ist. Dies erhielt ich in

Fortsetzung auf Seite 14



Vom Film gefesselt *(Vladimir Majakovski, 1918)*

Fredi M. Murer – Filmographie

1962: *«Marcel».* Der Tag eines Elfjährigen.
1965: *«Pazifik – oder die Zufriedenen».* Episodenfilm.
1966: *«Chicorée».* Aufzeichnungen über das Leben des Poeten Urban Gwerder.
1966: *«Bernhard Luginbühl».* Familienporträt des Eisenplastikers Bernhard Luginbühl.
1968: *«Vision of a blind man».* Experimentalfilm über Seh- und Hörgewohnheiten.
1969: *«2069»* (Episode aus *«Swiss Made»).* Die Schweiz als Ort, wo sich Archäologen und Futurologen gute Nacht sagen.
1969: *«Sad-is-fiction».* Porträt des Malers Alex Sadkowsky.
1971: *«Passagen».* Über das Werk und die Welt des Malers Hans R. Giger.
1973: *«Christopher und Alexander».* Verhaltensstudie zweier Kinder im Vorschulalter.
1974: *«Wir Bergler in den Bergen sind eigentlich nicht schuld, dass wir da sind».* Eine filmische Untersuchung über Erleben, Denken und Existenz der Urner Bergler.
1979: *«Grauzone».* Spielfilm über Grauzonen im psychologischen, politischen und persönlichen Bereich.

Diskussion darf sein

In der letzten Filmbeilage (Nr. 1/79) haben wir im Gespräch mit Schweizer Filmschaffenden die Frage diskutiert (sicher nicht abschliessend geklärt!), woran denn ein linker Standpunkt im Film erkennbar sei, auf der inhaltlichen und auf der formalen Ebene. Hans Stürm dehnte mit seiner Einschätzung der Entstehungsgeschichte von «Les petites fugues» (Nr. 10/79) diese Frage auf die Produktionsebene aus und löste damit einen Sturm im Wasserglas aus. Leider haben die folgenden Kontroversen um diesen Film im «konzept» keinen Niederschlag gefunden (wir hätten es uns gewünscht).

Mit der Suche nach den Gründen einer sich abzeichnenden Wende im Schweizer Film – grob gesagt, weg vom Dokumentarfilm und von seinen speziellen Verbreitungsformen, hin zum Kinofilm – ist das gleiche Problem angesprochen. Das Bemühen, dem Widerspruch zwischen der gewünschten Annäherung ans Publikum und dem Aufzeigen «der Verhältnisse, wie sie wirklich sind», auf die Schliche zu kommen. Dass man sich hier nicht nur auf Inhalte beschränken kann (vgl. «Was Linke im Kino suchen . . . und was sie finden» auf Seite 15, sondern die Mittel selbst erforschen muss, wird am Beispiel von Fredi Murer sichtbar – zeigt sich wohl am konsequentesten beim kreativen Schaffen mit Super-8 oder Video (vgl. «Das Sehen wieder lernen» auf Seite 18). *Die Red.*

Super Magic Moments in Swiss TV oder:

Es ist alles so schön bunt hier

Von Wolfgang Suttner

Neben anderen bemerkenswerten Änderungen hat die am 1. Januar 1980 neu angelaufene Programmstruktur des Fernsehens DRS einen unübersehbaren Hammer gebracht: die massierte TV-Werbung. Im Stundentakt – in der TV-Stosszeit von 19 bis 20 Uhr sogar im Halbstundentakt – markieren Werbespotblocks das Abendprogramm des Deutschschweizer Fernsehens. Diese Neuerung ist bedeutender, als die Verantwortlichen zugeben wollen.

Innerhalb des neu strukturierten TV-Abendprogramms trifft der lernwirksame Wiederholungseffekt vor allem auf die Werbespotblocks zu. Aus dem Kopf stammende «Gegenargumente»: *«Das Werbezeug macht mir doch nichts aus»* oder *«Darüber lacht ja fast jeder»* sind nicht stichhaltig, denn unsere Sehgewohnheiten sitzen tiefer, und die Werbung zielt immer wieder neu auf den Bauch und eben gerade nicht auf den Kopf.

Drive und perfekte Verpackung

Um konkreter aufzeigen zu können, dass Werbespots unsere Sehgewohnheiten stark und immer neu prägen, rufe ich die Bild- und Tonfolge eines 30 Sekunden dauernden TV-Spots gängiger Prägung in die Erinnerung: Rauschende Musik – drei Wesen, luftig und farbig gekleidet in drei Ringen sitzend, schweben uns zu – jetzt: die Stimme aus dem All: *«So wie sie sich wohl fühlen»* – jeder der Engel wendet sich uns ganz zu – *«in ihren hübschen, modischen Kleidern»* – drei bunte Ballone mit der Aufschrift *«Das Beste für moderne Gewebe»* steigen auf – und die Stimme: *«. . . fühlen sich in SUPERORAL[1] ihre Kleider wohl.»* – Wir dürfen uns einen kurzen Moment (the magic moment) bei SUPERORAL ausruhen.

Aber jetzt geht's gleich hinein ins Wasser, im prickelnden Element fühlen sich die drei Nixen noch wohler als vorher in der Luft – sie lächeln uns zu. – *«Denn nur SUPERORAL pflegt Modernes und Feines schonend sauber, leuchtend farbig, frisch wie neu.»* Ein Wirbel quirlender Wasser, geschmeidiger Körper, transparenter Kleider umhaucht uns: *«Um sich in feinen Sachen immer wieder wohl zu fühlen»* – die drei Ballone verdichten sich –, *«braucht es DAS BESTE FÜR MODERNE GEWEBE, SUPERORAL.»*

Es kann nicht verheimlicht werden: Diese Sache hat Drive. Zwanzig Bildeinstellungen in dreissig Sekunden, das heisst, dass die Bildeinstellung im Durchschnitt 1,5 Sekunden kurz ist. Effektiv sind allerdings 18 dieser Einstellungen kürzer als eine Sekunde, weil die beiden Einstellungen mit dem eigentlichen Werbetext und dem SUPERORAL die Durchschnittslänge wesentlich übersteigen (müssen).

Dieser von der extrem kurzen Einstellungslänge erzeugte Drive wird noch verstärkt durch die raschen Zoombewegungen der Kamera und die Bewegungen der Personen im Bild. Diese drei Bewegungselemente – kurze Bildfolge, Kamerabewegung und Personenbewegung – sollen jene «unmenschlichen» Bewegungsarten erzeugen, von denen wir träumen (sollen). Schweben (nicht gehen), fliegen (nicht fahren), transparent werden (nicht an einen festen Körper gebunden sein), das sind die Eigenschaften, die uns von der Werbung versprochen werden: mit dem Waschmittel SUPERORAL.

Unsere Wünsche und Erwartungen werden von solchen Werbespots – wie in einem Durchlauferhitzer – kurz aufgeheizt, werden aber dann – unerfüllt – wieder fallengelassen (sehn-)süchtig wartend auf neue Erhitzung: drive in again!

Superpräzise Machart

«Hauptsache, es bewegt sich was», konnte der Fernsehanalytiker Bernward Wember 1976 als Hauptmerkmal bei 50 *«Informationssendungen»* des ZDF über das Thema Nordirland ausweisen. Statt gründliche Information hatten die Bild- und Tonjournalisten Bildhickhack mit Drive geliefert, und wegen der sogenannten Bild-Ton-Schere waren die meisten gesprochenen Hintergrundinformationen ausgefallen.

«Hauptsache, es bewegt sich was», das kann man den TV-Werbemachern keineswegs vorwerfen. Jede Bewegung muss perfekt sein, jeder Wirbel muss sich verdichten in der allein wichtigen Message (hier: SUPERORAL). Die Bild-Ton-Schere darf hier nicht Fehler sein, sondern wird bewusst eingesetzt, damit der Zuschauer, vom Bild gefesselt, ja nicht genauer hinhört oder gar darüber nachdenkt, was da denn eigentlich aus dem All gesprochen wird.

Ausnützung der Urbilder

Neben Drive und perfekter Machart kann die TV-Werbung noch auf eine dritte Säule zählen: die *archetypischen Urbilder.* Ursymbole, wie sie die Tiefenpsychologie erforscht hat, Sexualsymbole und nicht zuletzt mythische und religiöse Urbilder werden von der Werbung immer wieder aufgegriffen und bewusst als Trägermaterial für die Botschaften eingesetzt. Wenn uns in der SUPERORAL-Werbung drei luftige Wesen in drei Ringen (vgl. Bildfolge) zuschweben, dann werden wir als Zuschauer auf allen drei genannte Urbild-Ebenen geweckt: die dreifache Ringform lädt uns zum Hineinspringen, diese Einladung wird sexuell-erotisch unterstrichen durch das Näherkommen der drei Frauen in wehenden hauchdünnen Kleidern. Zudem sollen diese Luft- und Lustwesen auch die Assoziation «Engel» in uns wecken, jedenfalls wird der ausserirdische Charakter der drei unterstrichen. Beinahe nahtlos fügt sich in diese «Erscheinung» die väterliche Stimme, und dass sie vom «Sich-wohl-Fühlen» spricht, haben wir fast schon erwartet. – Wie könnte *man* sich auch nicht wohl fühlen in solcher Umgebung.

Der dicke Hund . . .

Der dicke Hund ist ein mehrfacher. Einmal soll uns, den Zuschauern, im jeweiligen Werbespot nicht das jeweilige simple Produkt (hier Waschmittel) angeboten und verkauft werden. Die Verpakkung von SUPERORAL zieht uns an, weil wir in den drei Ringen, die sich auf der Schachtel zu drei bunten Ballonen verdichten, natürlich die drei luftigen Wesen vermuten und vielleicht kaufen (wollen). Ausserdem wird durch perfekt gemachte und schnelle Bildfolgen in uns Zuschauern die Lust geweckt und geschürt, dass alle Bildfolgen Drive haben müssen, und es wird uns immer (das heisst mit jedem Werbespot) neu gezeigt, dass das Fernsehen und der Film kurze Einstellungen und vor allem Drive haben müssen – *sonst sind sie schlicht und einfach: langweilig.* Und da spielt wieder der eingangs erwähnte Wiederholungsefekt, der *Lerncharakter* hat.

Werbespotblocks in der hier beschriebenen Machart werden seit dem 1. 1. 1980 im Schweizer Fernsehen nicht nur ein- oder zweimal gesendet, nein, sie markieren im Stunden bzw. Halbstundentakt das Gesamtprogramm. Sie fallen durch ihren Perfektionismus aus dem Rahmen der meisten sonstigen TV-Produktionen. Durch diese Qualitätsmache geben sie den Ton an innerhalb der Gesamtstruktur: *wir,* Fernsehzuschauer, sind immer wieder versucht, die kurzen Werbe-Einheiten als Massstab für die Beurteilungen *aller* anderen TV- oder Filmproduktionen zu nehmen.

. . . und die Folgen

Die neue Programmstruktur des Fernsehens DRS widerspiegelt in doppelter Hinsicht die derzeitige *gesellschaftliche* Situation. Sie zeigt einerseits die Schizophrenie zwischen der Forderung, die einzelnen Sendegefässe qualitätsmässig zu verbessern, und der Einführung des das Gesamtprogramm überdeckenden Werbeprogramms. Sollte es tatsächlich zu einer Verbesserung der einzelnen Sendegefässe kommen, so tut die feinmaschige, alles durchziehende Werbesendungsstruktur längst das Ihre, um diese «Einzelsendungsverbesserungen» einzuebnen und praktisch wirkungslos zu machen.

SUPERORAL und ähnliches lässt den Zuschauer aufatmen, bringt ihn weg von dem, was ihn kurz vorher vielleicht zum *Sehen,* zum *Denken* anregte; gibt ihm seine «natürlichen» Seh- und Mandenkt-Gewohnheiten zurück.

Neue Sichtgewohnheiten werden nicht aus der neuen Programmstruktur hervorgehen, bei allen Bemühungen einzelner TV-Macher. Neue Sichtweisen können meiner Ansicht nach eigentlich nur aus neuen Produktionsweisen und neuen Fernsehprogramm-Macharten kommen. ●

[1]Name von der Red. aus Rücksicht auf das sich noch im Umlauf befindende Produkt geändert.

Ausgewählte Bilder eines TV-Spots
(ab Bildschirm fotografiert von W. Suttner)

«Bevor wir mit unseren Filmen . . .

Fortsetzung von Seite 13

vielen Diskussionen über den Film auch bestätigt, von Leuten, die in der Industrie arbeiten, von Kaderleuten, die den Film mehrere Male anschauten und sich sehr damit befassten.

Marianne: Aber diese Aufgabe, nämlich nicht nur zu «sickern», sondern Zustände aufzuzeigen, ist doch eine Aufgabe des Films. Ich bekomme in verschiedenen Spielfilmen, die ich in letzter Zeit gesehen habe, nur noch Stimmungen vermittelt, ich kann sagen «ja, ich empfinde die Stimmung, das Klima auch so», aber ich bin nicht motiviert, etwas zu ändern oder die Gründe anzugehen.

Fredi: Das hat seinen Grund vielleicht darin, dass an unseren Spielfilmen die Vorsilbe *«Spiel»* fehlt. Andere Worte dafür sind: Phantasie, Utopie, Erfindung, Witz, Bosheit, Mut und oft auch persönliches Engagement. Es liegt vielleicht gerade daran, dass wir beim Spielfilmmachen zu sehr Dokumentaristen geblieben sind. Das Wiederherstellenwollen von dokumentarischer Wirklichkeit im Spielfilm erscheint mir als ein falsches Anliegen. Der Spielfilm folgt andern Gesetzen und Regeln. Zum Beispiel: Wenn in einem Dokumentarfilm ein Ehepaar auftritt, wo der Ehemann einen Kopf kleiner ist als seine Frau, wird dies bestenfalls von einigen zur Kenntnis genommen. Wenn ich das in einem Spielfilm mache, fragen alle: «Was hast du damit sagen wollen?» Grundsätzlich wird er nie mit der Wirklichkeit verglichen, sondern mit andern Filmen, die man im Kino gesehen hat. Dies jedoch reizt mich gerade, entgegen den Gesetzen und Regeln, die Grenzen zwischen Spiel- und Dokumentarfilm zu verwischen, sozusagen fiktive Authentizität herzustellen. In «Grauzone» habe ich dies versucht, indem ich zum Beispiel für die fiktiven Nachrichten authentische Radio- und Fernsehsprecher engagierte, bis hin zum echten Bundesrat, der zur Nation spricht.

«Das Wiederherstellenwollen von dokumentarischer Wirklichkeit im Spielfilm erscheint mir als ein falsches Anliegen»

Marianne: Meine Vorliebe für den Dokumentarfilm hängt auch damit zusammen, das ich von vielen schweizerischen Spielfilmen enttäuscht bin, zum Beispiel weil ich viele Klischees antreffe, sei es von Jugendlichen, von älteren Leuten, von Italienern.

Fredi: Ich finde es grundsätzlich wichtig, dass es ein breites Spektrum von Filmen gibt, solche die aufkratzen und angreifen, solche die durchleuchten und analysieren, solche die die Seh- und Hörgewohnheiten in Frage stellen und solche, die Geld einspielen. Meinetwegen auch solche die nur «sickern» und nur eine Stimmung vermitteln. Bevor wir mit unseren Filmen die Gesellschaft verändern, müssen wir unsere Filme verändern. Immer wieder.

das konzept Tip

Arbeiten mit Video

Die *Arbeitsgemeinschaft für Jugend und Massenmedien* (ajm) organisiert am 29./30. März in Gersau ein Video-Wochenende: Gruppen oder einzelne zeigen ihre Arbeiten, diskutieren ihre Erfahrungen mit diesem Medium. Es sollen auch die verschiedenen Arbeitsmethoden von Super-8- und Videoschaffenden besprochen werden.

Anmeldung bis Anfang März bei: ajm, Postfach 224, 8022 Zürich.

G. Seyfried

DREH-o-BUCH

Cinéma en marge 1980

Das Wort (und das Bild) haben die «kleinen» Filme: bei der Begegnung von Filmschaffenden und Filminteressierten an den *Journées Cinéma en marge,* diesmal in Paris. Vom 8. bis 20. Februar zeigt die Pro Helvetia 16-mm-Filme – dieses Jahr zum erstenmal auch Super-8 und Video – aus der Schweiz, Frankreich und Italien.

Weitere Informationen über «Cinéma en marge» in Porte de la Suisse, 11bis, rue Scribe, Paris 9e, gibt: Pro Helvetia, Hirschengraben 22, 8001 Zürich.

Kino als Schule des Lebens und Ort des Vergessens

Was Linke im Kino suchen . . . und was sie finden

Von Kenneth Angst und Oskar Scheiben

Was macht das Kino attraktiv? Oder anders gefragt: Welches ist der Gebrauchswert konsumierter Filme? Kino deckt offenbar eine ganze Bandbreite von Bedürfnissen für den einzelnen ab: als sozialer Anlass (gemeinsame Aktion, Kontaktfeld, spezielle Kinoatmosphäre, Grundlage für Diskussionen) bis hin zum Ersatzerlebnis (Sex- und Abenteuerfilme). Ausgehend von ihren je persönlichen Kinoerfahrungen, entwickeln die beiden Verfasser zwei Formen von Gebrauchswert: den realistischen Studiofilm als Schule des Lebens und den neuen Typ des Spektakelfilms als Ort des Vergessens. Im dritten Teil wird in Form eines Diskussionsbeitrags nach dem Verhältnis der Linken zum Film – speziell zum Trivialfilm – gefragt.

Das Kino als Schule des Lebens

«Die Filme enttäuschten uns meistens, weil sie nicht dem entsprachen, was wir von ihnen erwarteten, genauer: was wir vom Leben erwarteten.»
(Frei nach einer Monologpassage aus Godards «Masculin-féminin»)

Ich bin ein *Studiofilmgänger*. Studiofilmgänger gehen nicht «zur Unterhaltung ins Kino» wie die meisten, sondern sie gehen «einen bestimmten Film anschauen», der oft auch noch so ein Problem wälzt. Studiofilmgänger sind «informiert», sie lesen die Rezensionen «ihrer» Kritiker, zum Beispiel, was der sb. oder die bel. im «Tages-Anzeiger» zum neuen Fassbinder oder zum alten Pasolini zu schreiben weiss; manchmal haben sie auch eine eigene Meinung. Was bewegt die Leute, sich solche *«hochkulturellen»* Streifen anzusehen, welch letztere Tätigkeit ja nicht immer nur ein reines Vergnügen ist?

Was den Studiofilmgänger bewegt

Ein Film, der mich nun allerdings nicht enttäuschte, den ich mir mehrmals anschaute und möglicherweise noch anschauen werde, ist *Wim Wenders* Roadmovie *«Im Laufe der Zeit»*. Mein euphorisches Urteil habe ich seinerzeit im Gespräch ungefähr so begründet: Hier *«stimme alles»*, alles *«sei richtig»*, jede Szene, jeder Dialog, jede Bewegung. Stimmigkeit und Richtigkeit dürften sich dabei weniger auf objektiv feststellbare Tatbestände wie Plausibilität der Story, Korrektheit der Rollen, Naturalismus der Schauplätze usw. bezogen haben als vielmehr auf übereinstimmende *Erfahrungsweisen der Wirklichkeit* durch den Filmer/Darsteller einerseits, durch mich als Zuschauer andererseits. Solche Übereinstimmungen betreffen auch, beschränken sich aber nicht nur auf Atmosphärisches oder Oberflächenphänomene wie bei Wenders zum Beispiel auf Rock-Musik, Musikautomaten, Kino, motorbetriebene Fortbewegungsmittel als materialer Stoff auch meiner Jugend. Sie gehen offenbar tiefer, berühren die ganze *Lebens- und Existenzweise.* Von solchen Filmen fühlt man sich, wie man dann zu sagen pflegt, «angesprochen», oder «man erkennt sich darin».

Vom Mann, der sich im Mann erkennt

«Im Laufe der Zeit» ist ein *Männerfilm* und, wie ein Kritiker nicht ganz zu Unrecht beigefügt hat, ausnahmsweise mal ein Männerfilm, wo das Fehlen der Frauen als Mangel erfahren und ausgedrückt wird (Western und das ganze Genre der amerikanischen Abenteuerfilme sind *kulturell* homosexuell). Er handelt von sogenannten *sanften Männern* mit Rollenproblemen; von Männern, die sich in einem Emanzipationsprozess befinden, die die Möglichkeit/Unmöglichkeit eines neuen *«sozialen Produktionsverhältnisses»* zur Frau (zu Frauen) suchen, welche ihnen als Erinnerung, Traum, Mythos nicht aus dem Sinn will. Die beiden männlichen Protagonisten fahren eine Zeitlang ohne realisierte Frauenbeziehung durch die deutsche Kinoprovinz, fahren und leben zusammen nicht ganz ohne Solidarität, latente Zärtlichkeit und Glückserlebnisse – aber so dauern kann das ja wohl nicht. Wahrscheinlich unnötig hier beizufügen, dass dies gerade auch unsere, meine *lebensgeschichtlich* brennenden Probleme sind, ebenfalls die wahrhaftig *politischen* Themen bei Männergesprächen: die grosse ganze Scheisse, der Traum vom besseren Leben, die Frau als (mythisierter) Anti-Mangel. Am Ende von Wenders Film, an der Grenze, steht die Message, wuchtig und von reinigender Kraft wie im antiken Drama: *«Es muss alles anders werden.»*

Was wir von solchen Filmen erwarten, kann jetzt verallgemeinert werden: Sie sollen uns *Identifikationen* (mit Akteuren, Handlungen, Inhalten) ermöglichen. Der Studiofilm soll uns Lebens- und Welterfahrung vermitteln und uns realitätsfähige Handlungsmuster vorgeben, kurz: uns eine Schule des Lebens sein. Er vermag damit Identität, auch kollektive Identität, zu stiften; nicht länger mehr muss sich der Zuschauer mit seinen existentiellen Gefühlen *angstvoll allein* vorkommen, der Filmautor und wenigstens ein Teil der Zuschauer teilen sie ja.

Alain Tanner als mein politischer Freund

Der Studiofilm kann dabei auch eine *politisierende Instanz* sein, so jedenfalls habe ich persönlich *Alain Tanners* Spielfilme erlebt, als Filme immer «zur rechten Zeit», in ihren Aussagen synchron zu meiner politischen Entwicklung und so mich bestätigend und *versichernd.* Vom frühen rein protesthaften *«Charles mort ou vif»* (1969), wo der Unternehmer Charles Dé seinen individuellen Ausbruch mit der Ausstossung bezahlen muss, über den bereits perspektivenreicheren *«Le retour d'Afrique»* (1973) bis zum 1976 gedrehten *«Jonas»*, wo alternatives, weniger entfremdetes Leben in einer solidarischen Gruppe trotz allen Schwierigkeiten und Rückschlägen, verursacht durch eine feindliche kapitalistische Umwelt, möglich zu sein scheint – mit Perspektive auf Verallgemeinerungsfähigkeit. Ein grosser Bruch zu *«Messidor»* (1979), wo *beide,* den Filmemacher und den Filmzuschauer, auf einmal Zweifel an der Tragfähigkeit von Konzepten wie «Arbeiterklasse und ihre Verbündeten», «Klassenkampf» überkommen, wo der politische Optimismus verfliegt, der Glaube an das Politische überhaupt.

Der Studiofilmgänger pflegt bei den obligaten Werbefilmen im Vorprogramm überheblich zu lachen, was ist er weiter für ein Mensch? Offenbar möchte er, wie wir gesehen haben, sich im Film (in Einzelteilen oder als Ganzes) *wiedererkennen;* einen gewissen narzistischen Zug kann er also nicht verleugnen. Auch sein zentrales Bedürfnis nach Identifikation bleibt zwiespältig: Einerseits ist damit *soziales Lernen* beabsichtigt (etwa ist das Kino für Jugendliche nach wie vor der zentrale Ort, Verkehrsformen mit dem anderen Geschlecht zu erlernen). Andererseits kommt über Identifikation eine *Ersatzbefriedigung* frustrierter Antriebe zustande, will heissen: erfährt jener ungeheure Reichtum an Gefühlen, Stimmungen und Beziehungspotentialen, die wegen sozialstruktureller und persönlicher Schranken ja grösstenteils unrealisiert bleiben, wenigstens eine erlebensmässige Darstellung. Einen Film ansehen, anstatt zu leben?

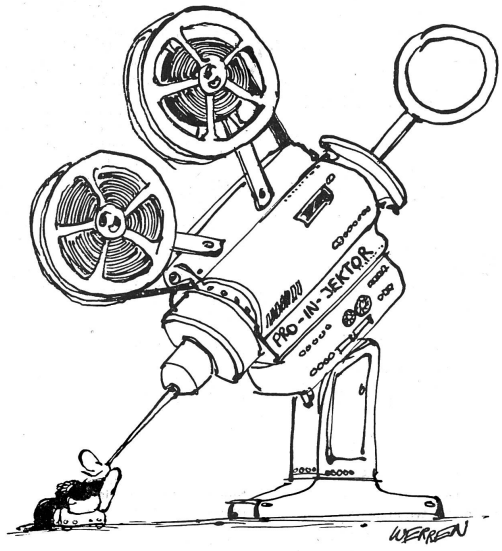
Das Kino als Ort des Vergessens

«Wonach es sie in Wirklichkeit gelüstet, ist, für kurze Zeit dem Griff ihres Bewusstseins zu entrinnen, ihr Bewusstsein im Dunkel zu verlieren.»
(S. Kracauer über das Kinopublikum)

Ich mag so ziemlich genau die Sorte von Filmen, auf welche «sensible» oder auch «revolutionäre» Filmkritiker aus redlichen Gründen spöttisch, empört oder ganz einfach mit verächtlichem Schweigen und sogar Verweigerung zu reagieren pflegen: James Bond, phantastische Horror-, Katastrophen- und Science-fiction-Filme («Duell», «Convoy», «Jaws», «Obsession», «Fantasma», «Halloween», «Alien», «Meteor», «Star Wars», «Towering Inferno» u. a. m.). Die siebziger Jahre haben uns mit solch strikt kommerziellen Produktionen vorab aus der Küche des «neuen Hollywood» einen Unterhaltungsfilm neuen Stils beschert: *supertechnologisch, superteuer und äusserst erfolgreich.* So haben etwa die sieben Weltraumstreifen, die im Laufe dieses Jahres zu sehen sein werden, durchschnittlich 40–80 Mio. Franken gekostet. Die Hitparade der 50 in der Schweiz meistgesehenen Filme 1976–78 wird angeführt von *«The Spy Who Loved Me»* mit 811 416 Besuchern, an dritter Stelle figuriert *«Jaws»* mit 520 000 Zuschauern, und in einigem Abstand folgen *«Star Wars»* und *«Close Encounters Of The Third Kind»*. Auch ich war dabei. *Warum und mit welchen Erfahrungen?*

Keine Betroffenheit, sondern Betäubung

Auf die Warenseelen besagter Filme kann ich mich gewöhnlich verlassen. Aus Sehnsucht nach meinem Geld schielen sie effektvoll und plaziert nach meiner Sehnsucht, für kurze Zeit den Normalsituationen meiner eigenen Wirklichkeit zu entrinnen. Es ist *lustvoll,* das Bewusstsein in all seinen Spielarten im Dunkel des Kinosaales zu verlieren, als kehrte man in den schützenden Mutterleib zurück. Die Filme dieses Genres wollen einen nicht aufklären und zur Selbstreflexion (schon wieder arbeiten . . .) antreiben, im Gegenteil: sie wollen *vorsätzlich betäuben,* im veranstalteten Strip den Zuschauer bis aufs Gemüt ausziehen. Jenes Gemüt, wo sich wie in einer Abfallgrube Ängste und Frustrationen einer ganzen Zeitepoche anhäufen. Hier und nur hier setzen diese Filme an; in Orgien der Beklemmung und des Grössenwahnsinns lasse ich mich freiwillig entmündigen, mich als bewusstes Wesen überfahren und zerzausen. Ich muss zugeben, dass die Produzenten dabei gute Arbeit leisten und meine schrecklich unpolitischen Gelüste bestens zu kennen scheinen.



Die Droge Kino *(Zeichnung: Manfred Werren)*

Das Gute ist das Herrschende

Da geht in vollendeter handwerklicher Perfektion die Welt unter, wird die Zivilisation unter den Aufständen natürlicher und ausserirdischer Gewalten in die Steinzeit zurückgeworfen; alptraumartige und paranoide Situationen durchbrechen unversehens die kontrollierten Fassaden des Normalalltags verwalteter Bürger. Urplötzlich feiert *«Das Unheimliche»* blutige Rache für die fremdbestimmte Durchrationalisierung aller menschlichen Lebensbereiche. Von solch bombastischen Szenarien lasse ich mich gern ergreifen und wegschwemmen in einem Meer optisch-akustisch stimulierter und übersteigerter Empfindungen. Die ganze Fülle, ebenso wie die Schwere dieser Welt, stürzt atemberaubend auf mich ein. «Ungute» Gefühle schlechthin, aber auch Allmachtsphantasien und die Lust nach einem spannenderen Leben werden im Kinorausch mobilisiert, als latent vorhanden aus meinem Vorbewusstsein hervorgezaubert. Während in den Unterhaltungsfilmen des klassischen Hollywood durchgängig das Gute über das Böse, die Liebe über die Niedertracht und die Ordnung über das Chaos triumphierte, haben sich nun die Rollenverteilungen verändert. Das Gute wird aufgetischt als *das Herrschende,* das Normale jedoch häufiger als früher versagend und nicht immer sympathisch. Das Böse dagegen kommt daher als *«das andere»* schlechthin, ziemlich moralfrei und nicht mehr zwingend unsympathisch; es erscheint zwar destruktiv, negativ, angstmachend, aber vielleicht auch ein klein wenig subversiv und sogar rebellisch. In dieser Form stört mich nicht einmal mehr das klassische Gutbös-Muster.

Die Notwendigkeit von Realitätsferne

Verallgemeinert heisst das: Das Kino dieses Genres ist seinem Wesen nach *Projektionskino* und ermöglicht im Unterschied zum Studiokino verstehende Identifikation nur zufällig. Um für den einzelnen projektionsfähig zu sein, dürfen solche Filme keinen direkt ersichtlichen Bezug zu dessen persönlichen und sozialen Realitäten mehr herstellen. Der neue Unterhaltungsfilm reagiert zwar einfühlend auf die Mängel, Beschädigungen und Plackereien des gesellschaftlichen Normalalltags von Menschen; dies aber nur, um erfolgreich davon wegführen zu können ins Reich der Phantasie, des Horrors und des sinn-losen Spektakels.

Das Kinopublikum

Das Publikum hat sich seit der Erfindung und der massenhaften Verbreitung der laufenden Bilder in seiner sozialen Zusammensetzung dreimal grundlegend gewandelt:

- Bis in die *zehner Jahre* des 20. Jahrhunderts setzt es sich zum grossen Teil aus *Arbeitern* zusammen, deren Bedürfnisse bezüglich Inhalte und Darstellungsformen von den noch wenig organisierten Produzenten tendenziell berücksichtigt werden, so dass konservative Kritiker im Kino eine revolutionäre Gefahr wittern.
- In der *Zwischenkriegszeit* wird das Kino zum bevorzugten Freizeitvergnügen von Kracauers legendären Ladenmädchen und den *Angestellten* im allgemeinen. Die monopolisierten Traumfabrikanten lassen sich jetzt auf die Präferenzen dieser freizeitorientierten Mittelschichten ein.
- In der *Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg* wenden sich diese Schichten zunehmend anderen Freizeitformen zu; als regelmässige Kinogänger bleiben nur noch die *Jugendlichen* und Personen in der Ausbildung. Zahlenmässig stärker ins Gewicht fallen jetzt aber die sogenannten *seltenen Kinogänger,* die über alle Gesellschaftsschichten relativ gleichmässig verteilt sind und sich durch Apathie auszeichnen. Diese werden mittels repräsentativer Prestigefilme ins nun klassenlose Kino gelockt.

(Nach Dieter Prokop, Soziologie des Films)

Über die richtige Einschätzung des Kinos . . .

Nicht die Hoffnung auf ein anderes Kino setzen, das die Verhältnisse ändert, sondern die Verhältnisse selber müssen sich ändern, wenn wir ein anderes Kino haben wollen.

Müssen Filme realistisch sein, das heisst die soziale Wirklichkeit abbilden und sie gleichzeitig reflektieren?

Würde diese Frage bejaht, so müsste eine Reihe von Genres, unter anderem der Spektakelfilm neuen Typs, die Mehrheit aller Filme überhaupt abgelehnt werden. Sind denn sogenannte *Projektionsfilme* wirklich nichts anderes als Verdummungsanstalten, produzierter Bewusstseinsnebel zur Stabilisierung des Status quo?

Diese reagieren, wenn auch verzerrt, in kommerzialisierter Form und Absicht, auf kurzfristig-zeitabhängige Grundstimmungen, denen unleugbar reale Mangelerfahrungen und damit real unbefriedigte Bedürfnisse zugrunde liegen. Hierin gründet die Verführbarkeit durch Projektionsfilme, deren Gebrauchswert die Käufer ja nicht enttäuscht: *Nur Verführbare lassen sich verführen.* (Natürlich wird die Revolution verschoben – auf dieser Abstraktionsebene hat die Orthodoxie immer recht . . .) Solchen Grundstimmungen als Realbasis des Projektionsfilms ist mit der pauschalen Ablehnung ganzer Genres und mit einem überdehnten Manipulationsvorwurf nicht beizukommen, eher schon mit den Kategorien der Marxschen Religionskritik. Der Trivialfilm dieser Sorte ist nicht Opium *für das Volk,* sondern – wie's ja richtig heisst – Opium *des Volkes;* er kann nicht einfach «abgeschafft» werden, er stirbt ab, wenn die dahinterstehenden Bedürfnisse verschwinden. *«Es wäre naiv, von der Filmindustrie zu verlangen, sie solle ‹bessere Filme› herstellen und das Publikum ‹erziehen›. Die gesellschaftlichen Bedingungen zeigen vorerst keine Tendenz, Eskapismus überflüssig zu machen»* (Martin Osterland, Gesellschaftsbilder in Filmen).

Eine konkret-realistische Kritik muss bei den falschen Formen solcher Filme ansetzen, bei fragwürdigen Handlungsmustern, die nicht notwendig zu dem Spektakel- und Unterhaltsbedürnis gehören. Was es etwa bei Bond-Filmen vehement zu kritisieren gilt, sind die extrem sexistischen Mann-Frau-Beziehungen und der penetrante Rassismus. Allgemein hat sich der linke Kritiker gegen nicht handlungsbegründete Brutalität und Chauvinismus jeglichen Zuschnitts zu wenden.

Zum Politisierungsimperativ

Müssen Lernfilme (identifikatorische Filme) unmittelbar politisierend wirken?

Auch hier würde ein Ja zum Ausschluss der grossen Mehrheit jener Filme führen, von denen wir mit einigem Recht annehmen, sie hätten uns *persönlich* und *politisch* weitergebracht. Allerdings ist ein solcher Politisierungsimperativ und sind die sich daraus herleitenden bornierten Einschätzungen recht verbreitet; man braucht zum Beispiel nur im «konzept» zurückzublättern, wo in der letzten Filmbeilage als selbstverständlich unterstellt wurde, ein bezüglich Partnerbeziehungen so einfühlsamer Film wie Goretas *«La dentellière»* sei abzulehnen[1], oder wo Yersins *«Les petites fugues»* mangelnder agrarproletarischer Klassenkampf vorgeworfen wurde . . .[2]. Diese irrige Auffassung fusst auf einem undialektischen Verständnis des Politischen, welches sich eben gerade als ein Verhältnis *zwischen* dem Persönlichen und der Politik darstellt, das je nach politischer Konjunktur unterschiedlichen Ausdruck findet – *objektiv wie subjektiv.* So vermögen «private» Filme eminent politisch zu wirken, weil in bestimmten Situationen nur durch rücksichtslose Subjektivität die Objektivität gesellschaftlicher Verhältnisse angemessen wiedergegeben werden kann; zu denken ist etwa an Fassbinders Beitrag zu *«Deutschland im Herbst»*. Solche Situationen liegen in Phasen gesellschaftlicher Des- und Reorientierung vor, wo widersprüchliche Erfahrungen von jedem einzelnen erst mal privat in einen neuen Sinn- und Perspektivzusammenhang gebracht werden müssen. Umgekehrt wirken direkt politische Filme nur dann nicht aufgesetzt, erzielen also eine Wirkung, wenn die politische Situation dafür genügend reif und akut ist. Nur dann zündet der Funke. Gefordert werden dürfen aber vom Lernkino, bezogen jetzt auf seine Funktionen wie Identifikation, Orientierungshilfe usw., in jedem Fall *Realismus und Authentizität* der geschilderten Situationen.

---

[1] «Es gibt keine grossen und keine kleinen Themen, es gibt nur eine Art, wie man Themen macht», Gespräch mit Filmschaffenden in Nr. 1/79.
[2] «Ein Wunder wurde uns beschert», Kommentar von M. Fehr und N. Meienberg in Nr. 10/79.

An den Solothurner Filmtagen:

Filmkollektiv Zürich

Produktionen:

«Kollegen»
«Ritorno a Casa»
«Gossliwiler Trilogie»

Koproduktionen:

«Schilten», Beat Kuert
«Der erste Schnee», Walter Weber

Filmcooperative Zürich

Im Verleih:

«Kollegen», Filmkollektiv Zürich
«Finsternis», Markus Fischer, Franziska Wirz

Ab April 80 im Verleih:

«Cinéjournal au féminin», Anne Cuneo, Lucienne Lanaz
«Sono Emigrata», Filmkollektiv, Gertrud Pinkus

Alle Filme aus dem Verleih der Filmcooperative sind ausführlich beschrieben im gemeinsamen Verleihkatalog der SABZ und der Filmcooperative.

Papier ist wertvoll. Tun auch Sie etwas für den Umweltschutz, indem Sie «das konzept» nicht wegwerfen, sondern an eine(n) Bekannte(n) weitergeben. Wer weiss, vielleicht ist er Ihnen dankbar, eine neue Zeitung entdeckt zu haben . . .

NEUE FILM-BÜCHER BEI HANSER:

Hans Günther Pflaum (Hg.), Jahrbuch Film 79/80
Berichte, Kritiken, Daten. 264 Seiten mit ca. 40 Abbildungen. Broschur 19.80 Fr.

Der dritte Band des «Jahrbuchs Film» bietet in bewährter Form eine Reihe hochinteressanter Artikel und Berichte sowie zahlreiche wichtige Daten und Fakten über das vergangene Kinojahr.
«Eine intelligente und Wissen vermittelnde Essay-Sammlung über aktuelle deutsche und internationale Kinemathographie, über Filmkunst, Filmkommerz, Filmpolitik, eine Chronik der laufenden und der (passiv) ‹gelaufenen› Ereignisse.»
(«Rheinische Post»)

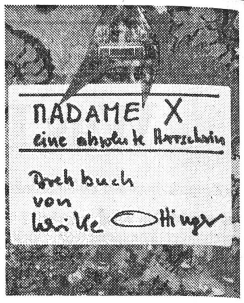
Reihe Film 19: Jean-Luc Godard
Etwa 224 Seiten. Broschur Fr. 18.80

Jean-Luc Godard, 1930 in Paris geboren und Schweizer Staatsbürger, war der umstrittenste, produktivste und kreativste Regisseur des aus der «Nouvelle Vague» hervorgegangenen modernen französischen Films. Zwischen 1960 («A bout de souffle») und 1968 («One plus One») hat er wie kein anderer die «Grammatik des Kinos» und die «Syntax des Films» verändert und dabei das Kino zum Ort und Gegenstand einer permanenten Reflexion über das Medium selbst wie auch über die politischen, sozialen, kulturellen Phänomene und Ereignisse seiner Zeit gemacht.

Volker Canaris, Peter Zadek
Der Theatermann und Filmemacher. 283 Seiten mit ca. 70 Abbildungen. Broschur 32.– Fr.

Seit Peter Zadek vor 20 Jahren in Ulm mit einem Theaterskandal seine Arbeit auf deutschen Bühnen begann, gehört er zu den fruchtbarsten Unruhestiftern auf unserem Theater.
Peter Zadek hat Volker Canaris sein Archiv zur Verfügung gestellt und so eine Darstellung seiner Arbeit ermöglicht, wie sie vollständiger und authentischer nicht vorgelegt werden kann.

Zu beziehen durch Ihre Buchhandlung
H. R. Balmer AG, Verlagsvertretungen, Neugasse 12, 6301 Zug



Das Drehbuch versucht nicht den Film zu ersetzen; als literarischer Entwurf enfaltet es eigene Ebenen von Phantasie.

Großformatiger Faksimilie-Bd.
160 Seiten, engl. Broschur, Fr. 22.–

Stroemfeld/Roter Stern
Fordern sie den kostenlosen Almanch an!
Postfach 102, 4006 Basel

selecta

Der besondere Verleih für:
- **Filme aus der dritten Welt**
- **Filme über die dritte Welt**
- **Filme über soziale Probleme in der Schweiz**

Verleih:
Selecta-Film, rue de Locarno 7
1700 Freiburg, Tel. (037) 22 72 22

Dokumentation und Auskunft:
Filmbüro SKFK, Bederstrasse 76
Postfach 147, 8027 Zürich
Tel. (01) 201 55 80

cinerent
filmequipment service ag
Balgriststrasse 20
CH-8008 Zürich
Switzerland
Tel. 01/55 27 55
Vermietung – Verkauf – Herstellung – Service filmtechnischer Geräte

GESELLSCHAFT SCHWEIZER **FILM**
SOCIETE **CINEMA** SUISSE

Um auch in Zukunft gute Schweizer Filme zu sehen, müssen wir uns alle an der Filmförderung beteiligen

Um das hohe Niveau des Schweizer Films zu halten, müssen in unserem Land nicht nur **kontinuierlich**, sondern vor allem auch **mehr** Filme produziert werden. Das kostet sehr viel Geld.
Die Schweiz ist jedoch das einzige westeuropäische Land, das sein Filmschaffen nicht mit massiven staatlichen Beiträgen fördert.
Die Filmautoren, die Filmfachverbände und das Filmzentrum haben deshalb gemeinsam mit der

Gesellschaft Schweizer Film

eigene Initiativen zur Erschliessung neuer, zusätzlicher Finanzierungsmöglichkeiten entwickelt. Auch SIE können diese Initiativen ideell und materiell unterstützen, indem Sie Mitglied der

Gesellschaft Schweizer Film

werden. Mit einem Jahresbeitrag von 80 Fr. (Mitglieder unter 25 Jahren 20 Fr.) sind Sie dabei und erhalten regelmässig Informationen über das schweizerische Filmschaffen.

Auskunft und Anmeldung:
Gesellschaft Schweizer Film,
Münstergasse 18, 8001 Zürich, Tel. (01) 47 28 60

LES LABORATOIRES CINÉMATOGRAPHIQUES

CINEGRAM

GENÈVE **ZÜRICH**

sont heureux et fiers de vous présenter
quelques-unes des productions
35 et 16 mm
de renom international
traitées par leurs spécialistes longs métrages:

LA SALAMANDRE	1971	Alain Tanner	TAUWETTER	1977	Markus Imhoof
HEUTE NACHT ODER NIE	1972	Daniel Schmid	SAN GOTTARDO	1977	Willi Herman
LE RETOUR D'AFRIQUE	1972	Alain Tanner	ALZIRE ODER DER NEUE KONTINENT	1977	Thomas Koerfer
L'INVITATION	1973	Claude Goretta	LE DERNIER PRINTEMPS	1977	Henry Brandt
LES VILAINES MANIÈRES	1973	Simon Edelstein	NOUS SOMMES DES JUIFS ARABES EN ISRAEL	1977	Igaal Niddam
FLUCHTGEFAHR	1974	Markus Imhoof	VIOLANTA	1977	Daniel Schmid
L'ESCAPADE	1974	Michel Soutter	REPÉRAGES	1977	Michel Soutter
LA PALOMA	1974	Daniel Schmid	LES PETITES FUGUES	1978	Yves Yersin
DER TOD DES FLOHZIRKUSDIREKTORS	1975	Thomas Koerfer	RUMEUR	1978	Pierre Koralnik
IL N'EST PAS SI MÉCHANT QUE ÇA...	1975	Claude Goretta	MESSIDOR	1978	Alain Tanner
DE GROTZEPUUR	1975	Mark M. Rissi	LILIPUT ODER ZU KLEIN FUER EINE GROSSE WELT	1978	Werner Groener
JONAS - QUI AURA 25 ANS EN L'AN 2000	1976	Alain Tanner	UN HOMME EN FUITE	1979	Simon Edelstein
UNE DIONÉE	1976	Michel Rodde	LE CHEMIN PERDU	1979	Patricia Moraz
KONRAD STEINER	1976	Kurt Gloor	CE FLEUVE QUI NOUS CHARRIE	1979	R. Vouillamoz
CINÉMA MORT OU VIF ?	1976	Urs Graf	EIN ANDERER SEIN	1979	Philippe Pillod
LE GRAND SOIR	1976	Francis Reusser	SAUVE QUI PEUT (LA VIE)	1979	J.-Luc Godard
DER GEHUELFE	1976	Thomas Koerfer			

Bénéficiez de nos 50 années d'expérience:
Confiez-nous votre prochain film

Depuis plus d'un demi-siècle au service de l'Audiovisuel

Genève 3, rue Beau-Site 1211 Genève 13 ✆ (022) 44 65 50 Télex 23 756 Zürich 243, Regensbergstrasse 8050 Zürich ✆ (01) 46 64 16 Telex 55 361

Filmer-Sieg gegen Verleiher

Kartell geknackt

Lichtblick für den Schweizer Film: Gerichtlich ist jetzt festgestellt, dass die Schweizer Filmer von der bisher geltenden «Marktordnung» der Filmwirtschaft «erheblich» behindert werden. Ganze zehn Jahre hat der Streit des Verbandes Schweizerischer Filmgestalter (VSFG) mit dem Schweizerischen Filmverleihverband (SFV) gedauert. In erster Instanz hat das Berner Handelsgericht nun den Filmgestaltern vollumfänglich recht gegeben. Nach dem Urteil vom 6. Dezember 1979 ist das Kartell von Verleihern und Kinobesitzern in bezug auf die einschränkenden Bestimmungen für Schweizer Filme unzulässig.

Wird das Berner Urteil von den Verleihern beim Bundesgericht nicht angefochten, so können Filmemacher und Produzenten schon bald direkt mit einzelnen Kinobesitzern verhandeln. Sie können beispielsweise Vorführrechte schon vor Drehbeginn gegen Bezahlung von Produktionsbeiträgen abtreten. Bisher war diese Übernahme eines Teils des Produzentenrisikos durch Kinoeigner, für ausländische Produktionen längst Usanz, bei Schweizer Filmen durch die kartellistische «Marktforschung» untersagt. Die Filmverleiher hatten sich ein faktisches Monopol gesichert: Die im Schweizerischen Lichtspieltheaterverband (SLV) und in der Association Cinématographique Suisse Romande (ACSR) zusammengeschlossenen Kinobesitzer durften nur Streifen von SFV-Verleihern aufführen. Bei Zuwiderhandlung drohten Sanktionen bis zum Ausschluss vom Verband, das heisst vom Kinogeschäft.

Jeder Schweizer Filmer musste bisher seine Filme den SFV-Instanzen nach Vollendung vorführen. Erst wenn innerhalb von 14 Tagen kein Abschluss zustandekam, waren die Werke für den Direktverleih frei. Was wiederum Diskriminierungen bedeutete: Die Auswertung der Schweizer Filme verzögerte sich bis zu einem Jahr, weil die Kinos ihre Säle so lange im voraus ausbuchen (müssen). Und jeder interessierte Kinobesitzer wurde durch Zirkularschreiben darauf aufmerksam gemacht, dass dieser oder jener Film «frei»gegeben sei, was im Klartext heisst: kommerziell nicht interessant. Zwar machen Schweizer Filme nur rund zwei Prozent des total in Umlauf gesetzten Zelluloids aus. Aber auch dieses Geschäft ist nicht zu klein, um von den Verleihern faktisch unbeschränkt beherrscht zu sein. Lust am «Neuen» Schweizer Film hatten sie allerdings erst nach den ersten grösseren Erfolgen (wie Alain Tanners «La salamandre») bekommen.

Ein Kartell ist angeknabbert. Die paradoxe Situation, dass der Bund das einheimische Filmschaffen mit Millionenbeiträgen so schlecht es geht fördert und die Gesetze des gleichen Staates die Filmer erheblich beeinträchtigen, soll nicht weiterbestehen. Wie weit das Urteil des Berner Handelsgerichts auch für andere Branchenabkommen, zum Beispiel die «Marktordnung» der Verleger und Buchhändler, Auswirkungen haben wird, kann noch nicht abgeschätzt werden. Die schriftliche Urteilsbegründung steht zurzeit noch aus.

Überbewertet werden darf die Bedeutung des Filmer-Siegs indessen nicht. Die Berner Richter haben sich für einen Zustand ausgesprochen, der längst Selbstverständlichkeit sein müsste. An den Finanzsorgen der rund 75 im VSFG zusammengeschlossenen Filmer wird sich nicht viel ändern. VSFG-Präsident Hans-Ulrich Schlumpf meinte, gewährleistet worden sei «ein Stück Wettbewerbsgerechtigkeit – so es diese überhaupt gibt». Mehr nicht.

Fredi Hänni

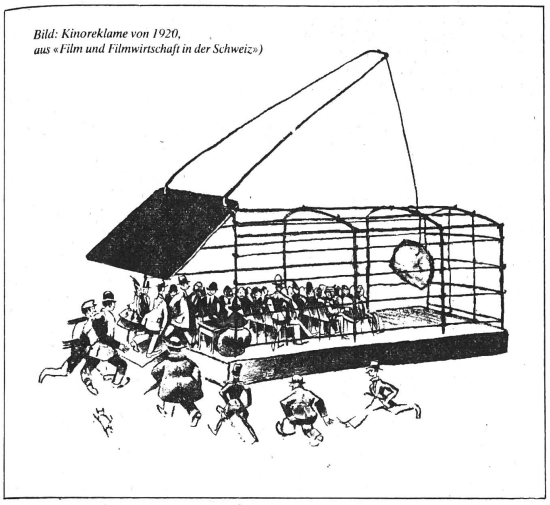


Bild: Kinoreklame von 1920, aus «Film und Filmwirtschaft in der Schweiz»)

Kommerziell interessanter Schweizer Film

aus: «Medium» 11/79

Arbeit

«Kollegen» (70 Minuten/16 mm/Farbe/Magnetton, 120 Fr.): Ein Film mit einem jungen Arbeiter – sein Engagement für die Interessen der Arbeiterschaft – seine Hoffnungen auf die Gewerkschaft. Ein Film, der den unspektakulären Alltag in einem Betrieb, in einer Arbeiterkommission, einer Gewerkschaftssektion zur Diskussion stellt.

«Analytische Arbeitsplatzbewertung» (38 Minuten/16 mm/schwarzweiss/Magnetton, 65 Fr.): Mit der Einführung der analytischen Arbeitsplatzbewertung wird den betroffenen Arbeitern immer höherer und gerechterer Lohn versprochen. Der Film versucht, anhand bestehender Praxis in der BRD zu erklären, wie die analytische Arbeitsplatzbewertung funktioniert und mit welchen Interessen sie von den Unternehmern eingeführt wird. Der Film zeigt, dass die angebliche Gerechtigkeit dieses Lohnsystems vom Interesse der Unternehmer bestimmt wird, und führt die Vorteile auf, die sie aus der Einführung der analytischen Arbeitsplatzbewertung ziehen.

Alltag

«Emigration» (100 Minuten/16 mm/schwarzweiss/Magnetton, 130 Fr.): Nino Jacusso porträtiert seine Eltern, die vor rund zwanzig Jahren in die Schweiz emigriert sind. In Italien wurde ihr Leben als Landtagelöhner unmöglich. Der Film ist in zwei Teile aufgeteilt, in das Porträt der Mutter und das des Vaters. Ihre Probleme beim Arbeitsplatz, mit ihren Landsleuten, mit den Schweizern werden in diesem Film auf liebevolle Art dargestellt.

«Unsichtbare Mauern» (50 Minuten/16 mm/Farbe/schwarzweiss/Magnetton, 80 Fr.): Ehefrauen erzählen ihren Alltag. Alltag von Menschen, denen die Einschliessung ihres Partners, aus welchem Grund sie auch immer erfolgt sein mag, noch lange nicht Anlass bietet, sich zu distanzieren. Isolation in «Freiheit», hinter unsichtbaren Mauern aus Intoleranz und Schikane. Vollzugsbehörden bestimmen Zeitpunkt und Sinn von Kontakten zwischen Gefangenen und ihren Angehörigen. Nachbarn werden zu Hilfsbütteln des Strafsystems, das sich auf Frauen und Kinder erstreckt.

Energie

«Verurteilt zum Erfolg» (55 Minuten/16 mm/Farbe/Lichtton, 100 Fr.): Der gefährliche Alltag in einem französischen Atomkraftwerk, dargestellt durch dessen Arbeiter, ist das Thema dieses Films. Die Hauptaufgabe der Fabrik ist die Produktion von Plutonium aus bestrahlten Brennstoffen. Das ist der gefährlichste Teil in der atomaren Produktion, denn die Radioaktivität ist extrem hoch, und die Technik ist dem nicht gewachsen. Was für Auswirkungen und Gefahren diese Arbeit für die Betroffenen mit sich bringt, wird auf sehr eindrückliche Art vermittelt.

Alle Filme sind im Verleih der Filmcooperative Zürich, Josefstr. 106, 8005 Zürich (Tel. 01/42 15 44).

neu im verleih

liebe Tante Holly

Briefkasten für ahnungslose Kinogänger

Frau *E. D.* in *I.*, Sie sind auf dem Holzweg. Ich verstehe zwar Ihren Ärger darüber, dass die Erhöhung des Filmkredits in der Dezembersession mit nur einer Stimme Mehrheit bachabgeschickt wurde, nur zu gut. Dass die fehlenden Nationalräte, darunter auch SP-Leute, zum Zeitpunkt der Abstimmung im Café «Fédéral» gesessen sein sollen, muss ich hingegen in Abrede stellen. Keine Regel ohne Ausnahme! Die Abwesenden haben sich gerade pflichtbewusst über das *aktuelle* einheimische Filmschaffen informiert. Sie liessen sich das Gotthelf-Epos «Ueli der Pächter» vorführen.

*

Mit Ihnen, lieber Herr *Pi. Pe.* in *Fü.*, finde ich es schaurig nett, dass neuerdings jeder soundsovielte Besucher eines Schweizer Films mit Geschenken überschüttet wird. Als redlicher Käufer eines Mofas fühlen Sie sich hingegen ganz zu Recht betupft, wenn in Zürich dem 55 555. Zuschauer von «Les petites fugues» so mir nichts, dir nichts ein blaues Mofa, gestiftet von der holländischen Firma Intercycles S. A., unter den Arsch geklemmt wurde. Ich versichere Ihnen: Das war erst der Anfang. Es ist geplant, dem fünfmillionsten ausländischen Besucher von «Die Schweizermacher» gleich an der Kinokasse den roten Schweizer Pass auszuhändigen. Und die 333 333. Besucherin von «Lieber Herr Doktor» wird eine Gratis-Abtreibung erhalten (Zeitpunkt frei nach Wahl).

*

Verehrtester Herr *K. R.-I.* in *Mi.*, Sie sind seit Jahren enttäuscht worden. Mit ergebensten Grüssen fragen Sie an, ob nicht demnächst wieder mal ein urwüchsiger Thriller abgedreht werde. Ich muss Sie vertrösten: Suspense wird es erst 1999 wieder geben. Geplant ist ein semidokumentarischer Streifen über die Verfilzungen der Schweizer Banken mit der Unterwelt des organisierten Verbrechens. In den Hauptrollen: Nastassja Kinski als gealterte Gangsterbraut, Woody Allen als furchteinflössender Gnom von der Bahnhofstrasse, Emil Steinberger als kriminaler Polizist und Ernesto Kuhrmeier sel. als Bankengeist . . . äh – als Bankgeheimnis.

Dr. R.Eibel / Dr. H.Giger
Redaktoren des Trumpf Buur
Postfach 262 Zürich

Sehr geehrte Dame,
Sehr geehrter Herr,

Gestatten Sie, dass wir Sie in einer Angelegenheit ansprechen, die unseres Erachtens für die Erhaltung einer freien Marktwirtschaft von wesentlicher Bedeutung ist.

Die masslosen Forderungen linker, zum Teil aber auch angeblich bürgerlicher Kreise an die Wirtschaft nehmen immer drastischere Formen an. Die Folgen davon sind massive Steuern für alle, erdrückende Soziallasten für Unternehmen und Mitarbeiter sowie eine grenzenlose Bürokratie durch einen aufgeblasenen Staatsapparat. Obendrein will man es mit der Mitbestimmung soweit treiben, dass die Unternehmensführung kaum mehr selbständig lebenswichtige Entscheide für ihre Firma treffen und durchsetzen kann.

Der Arbeitsmarkt ist ein beliebtes Thema für die linke Propaganda und für gewisse Massenmedien gehört es zum "guten Ton", gegen die Privatwirtschaft loszuziehen.

Darum gibt und muss es einen Trumpf-Buur geben, der klar und deutlich gegen diese Infiltration von links, gegen den Staatsinterventionismus und gegen die Sozialisierung auf dem Steuerweg kämpft und der die Dinge, ohne Furcht vor Repressionen, beim Namen nennt.

Trumpf-Buur Botschaften erscheinen regelmässig in über 60 Zeitungen unseres Landes mit einem Kostenaufwand von ca. 1.200.000 Franken pro Jahr. Allein im Einzugsgebiet der Region Zürich erscheinen beispielsweise Trumpf-Buur Inserate in den Zeitungen Tages-Anzeiger, Neue Zürcher Zeitung, Neue Zürcher Nachrichten, Züri-Leu, Neues Bülacher Tagblatt, Zürichsee Zeitung, Zürcher Oberländer, Zürcher Unterländer und Zürichbieter und erreichen damit über 2.000.000 Leser. Die reinen Insertionskosten dafür belaufen sich auf Fr. 185.148.-- jährlich.

Deshalb gelangen wir heute mit unserem Anliegen an Sie, denn wir benötigen für unsere Aufgabe dringend Ihre finanzielle Unterstützung. Je aktiver der Trumpf-Buur sein kann, umso mehr erhält der Stimmbürger auch Informationen, die ihn daran mahnen, dass eine Schweiz mit weniger Gesetzen, dafür aber mit gesundem Menschenverstand, dem sozialistischen Ideal vorzuziehen ist.

Mit der Einreichung einer Gönnererklärung für die kommenden drei Jahre oder mit einer Einzelspende helfen Sie mit, diese Ziele zu verwirklichen und geben damit dem Trumpf Buur die finanzielle Grundlage, die er so dringend benötigt. Für Ihre wohlwollende Unterstützung, Ihr mutiges Engagement und für Ihr Verständnis für unsere Anliegen danken wir Ihnen im voraus bestens.

Der Trumpf-Buur hilft Ihnen - helfen Sie auch ihm.

Mit freundlichen Grüssen
AKTION FUER FREIE MEINUNGSBILDUNG

(Dr. H.G. Giger) (Dr. R. Eibel)

Abonnieren Sie das konzept

«das konzept», Jahresabonnement 20 Fr., Ausland 26 Fr. Aus technischen Gründen laufen die Abonnements stets bis Ende Jahr.

Ich bestelle ein Abonnement «das konzept» (Zutreffendes ankreuzen)
☐ *Februar 80 – Dezember 80 für 20 Fr. (Ausland 26 Fr.)*
☐ ***Unterstützungsabonnement (doppelter Betrag)***
☐ *Geschenkabonnement (Name des Beschenkten hier eintragen, Adresse für Rechnung auf Zeitungsrand)*

Name, Vorname:

Adresse: *PLZ, Ort*

Beruf: *Datum:* *dk 1/80*

Talon einsenden an: ***«das konzept», Weinbergstr. 31, 8006 Zürich***

Filmpodium der Stadt Zürich

LUIS BUNUEL

zum 80. Geburtstag

7. Januar bis 16. Februar 1980, Kino Movie 1
jeweils Montag um 3, 5, 7, 9 Uhr und
Freitag/Samstag um 12.15 und 23.15 Uhr

Freitag, 18. 1.:	**La mort en ce jardin,** Frankreich/Mexiko 1956
Samstag, 19. 1.:	**La fièvre monte à El Pao,** Frankreich/Mexiko 1959
Montag, 21. 1.:	**Ensayo de un crimen,** Mexiko 1955
Freitag/Samstag, 25./26. 1.:	**Viridiana** Spanien/Mexiko 1961
Montag, 28. 1.:	**Nazarín,** Mexiko 1958
Freitag/Samstag, 1./2. 2.:	**Le journal d'une femme de chambre** Frankreich 1964
Montag, 4. 2.:	**El angel exterminador,** Mexiko 1962
Freitag/Samstag, 8./9. 2.:	**Belle de jour,** Frankreich 1967
Montag, 11. 2.:	**Tristana,** Spanien/Frankreich/Italien 1970
Freitag/Samstag, 15./16. 2.:	**Cet obscur objet du désir,** Frankreich 1977

Alle Filme werden in der Originalversion mit Untertiteln gezeigt.

COPY-CORNER

FOTOKOPIEN UND DRUCKSERVICE

Öffnungszeiten
Mo–Fr 08.30–18.30
Sa 10.00–13.00

Seilergraben 41
Tel. 01/32 49 34

8001 Zürich
PC 80-27780

Fotokopien
– Normal 20 Rp.
– mit Legi 15 Rp.
– Verkleinerung 30 Rp.
– mit Legi 25 Rp.

Kopien auf Normalpapier (Xerografisches Verfahren)

Schnelldruck (ab einer Vorlage)

	1-seitig	2-seitig
30 Ex.	4.50	9.—
50 Ex.	5.50	10.50
100 Ex.	7.50	14.50
200 Ex.	15.—	28.—
300 Ex.	21.—	38.—
350 Ex.	23.—	42.—
400 Ex.	25.50	44.50
500 Ex.	28.—	52.—
1000 Ex.	40.—	73.—

Reinschriften / Dissertationsdruck

Unsere Abonnenten sind unsere Stärke. Könnten Sie nicht auch etwas für unsere Stärkung tun? Na also . . . Und: besten Dank!

Sofort zugreifen: MOJON'S ARMY-SHOP

U.S.Army-Schlafsack

Fabrikneu, wasserdicht, sehr dick gefüttert, waschbar. **Nie mehr kalt haben,** ideal für Übernachtungen im Freien. 3,5 kg schwer, 230 cm lang. Spitzenprodukt zu Schlagerpreis.

Brutto **89 Fr.**

zuzüglich 6 Fr. Versandspesen. Passende Traghülle dazu (fakultativ): 10 Fr. Sofortversand mit Einzahlungsschein. Rückgaberecht.

Studentenrabatt (mit Legi oder Photokopie davon): **10%**

Bestellen oder Prospekt anfordern.
NICOLAS MOJON & CO. AG
Bethlehemstr. 114, 3018 Bern
Tel. ✆ (031) 55 33 66

Weiterhin führen wir u. a. folgende Artikel: über 30 Schlafsackmodelle, 40 verschiedene Jacken- und Lumbertypen, Army-Hemden, Seesäcke, Winterfäustlinge, Lederstiefel und viele andere praktische Armee-Gebrauchsgegenstände.

Neue Möglichkeiten beim Betrachten und Arbeiten mit Super-8-Film

Das Sehen wieder lernen

Von Jürg Hassler

Super-8-Film, der kleine Bruder der arrivierten grösseren Formate, wird langsam erwachsen: Zum ersten Mal sind Video und Super-8 dieses Jahr an den Solothurner Filmtagen offiziell zugelassen. Über die emanzipatorischen Funktionen von Super-8 – bei Arbeit und Rezeption – schreibt einer, der seit langem fordert, dass dieses Medium endlich ernst genommen wird.

Ich muss wieder einmal zu einem weiten Rundumschlag gegen Televisionismus, Konsumismus, Kapitalismus, Professionalismus etc. ausholen, und ich wage das im klaren Bewusstsein, nicht unbedingt ein grosser Denker zu sein, im Bewusstsein aber auch, dass jeder zumindest vom Moment der Sprachfähigkeit an, also ab 3 Jahren, seine Existenz in Gedanken zu fassen versucht. Vielleicht ist das Bewusstsein dann sogar am klarsten in bezug auf die ungebrochene Entfaltung der menschlichen Möglichkeiten. Mit dem Einströmen der bedingenden Umwelt und Gesellschaft wird das Bewusstsein nicht nur immer komplexer, sondern auch gefährdeter, und die Werte der Ausgewachsenen – im Fall der Solothurner Filmtage der Professionals, der Filmexperten und des Publikums – könnten ja auch Ausdruck eines Krankheitsbildes sein. Oder? Es brauchte die Augen eines Kindes, um die Nacktheit des Königs zu sehen.

Wenn die neuen Konzeptionsvorstellungen für die Solothurner Filmtage Gültigkeit erlangen sollten, heisst das mehr, als dass allen Festivalambitionen der Rücken gekehrt wird. Es bedeutet, dass die sich abzeichnende Tendenz der letzten Jahre zu einem Hochleistungsmeeting hin, wo nur die Resultate zählen, aufgegeben wird zugunsten einer kulturellen Basisveranstaltung, wo die *emanzipatorische Funktion* gleiche Wichtigkeit erhält. Es ist deshalb folgerichtig, dass Kinder- und Schülerfilme ins Programm kommen, dass mit den Filmen zum Teil ihre Begleitumstände, ihr Umfeld mitvermittelt werden sollten.

Ein Schritt zurück?

Das in 15 Jahren hochgepäppelte Konzentrat des Schweizer Films, immer abhängig von zu knappen Subventionen oder Fernsehgeldern, wird wieder hoffnungslos verdünnt, gerade im Moment, da man potentiellen Geldquellen imponieren sollte: schon wieder das Hüpfen der Liebenden, wieder dieser Weltschmerz in Tagebuchvisionen, wieder mit Eifer zerkratzte Filme, wieder Agitprop und alles zittriger und unschärfer als vor 10 Jahren . . . Was soll denn das?

Vor nicht allzu langer Zeit erst hat man entdeckt, dass die Geschichte nicht nur aus Geschichten von Herrschern, Feldherren und einigen Femmes fatales besteht, und eine Qualität des jungen Schweizer Films war es zum Beispiel, die eindrückliche Sprache einfacher Leute entdeckt zu haben. Heute sollte man einen weiteren Schritt in diese Richtung machen können, denn wir befinden uns in einer Situation, wo jeder Akt von Kreativität, jeder persönliche Ausdruck und der Versuch, ihn mitzuteilen oder als Zuschauer aktiv zu teilen, bereits einen bewussten und beschwerlichen Akt des Widerstands gegen unsere Konsumwelt darstellt. Die dazu notwendige Konzentration ist schon aussergewöhnlich und kaum mehr aufzubringen.

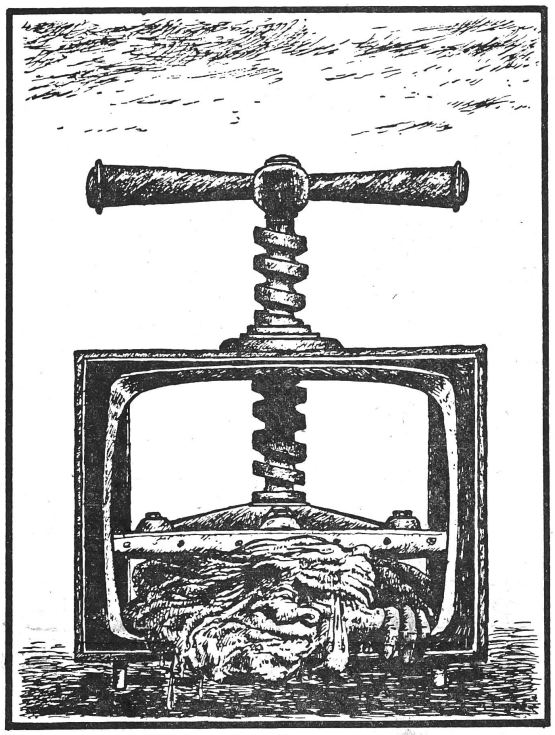
Hier ist der Moment, dem Fernsehen eins auszuwischen, denn es ist ohne Zweifel das sichtbarste Symptom im Krankheitsbild und gleichzeitig einer der mächtigsten Verursacher: Es gibt doch keine zynischere Verwischung von Ursache und Wirkung, wenn als oberstes Kriterium immer der Publikumsgeschmack (lies Einschaltquote) genannt wird, nachdem man vorher bewusst das Publikum auf leichte, seichte Unterhaltung und ständig neuen Verbrauch konditioniert hat. Und während die Eltern noch liebevoll die naiven, kraftvollen Zeichnungen ihrer Kleinen einsammeln wie die welkenden Blätter vom paradiesischen Baum der Phantasie, sitzen diese bereits hypnotisiert vor dem Kasten und lassen sich die strahlenden Augen zukleistern. Vor lauter «Fernsehen» verlieren sie ihre wirklich «seherischen Gaben», die Netzhaut entzündet sich, der gelbe Fleck wird 800fach vom Elektronenstrahl tranchiert. Das Hirn muss schnellstens den Zustrom totaler Informationen wenn schon nicht verarbeiten, so doch irgendwie bruchstückhaft magazinieren können. Der Wunsch nach Wissen wird ersetzt durch den Wunsch zum *Funktionieren,* denn bei dieser exotischen Flut ist die Möglichkeit persönlicher Erfahrung schon lange verlorengegangen.

Prozesse sollen stattfinden dürfen

Es gilt, eine *Neugier für das Prozesshafte* zu wecken, die mehr als ein Kitzel, die mehr als ein elitäres Schubladisieren oder Notengeben ist. Die so selbstbescheidenen Medienpädagogen sollten endlich aus dem Busch kommen, denn sie haben sicher noch andere Überlegungen auszusprechen als ihre Kollegen Filmkritiker, die sehr oft ihren Zeitungen und Publikumserwartungen verpflichtet sind. Es muss fairerweise für die Leute im Fernsehen (nicht für die Institution) gesagt werden, dass bei manchen, sogar bis zu Ressortleitern, diese Neugierde geweckt worden ist, die qualitativ anders ist als die TV-typische Gier nach Neuem. Sie bemühen sich sogar, an den Vorvisionierungen präsent zu sein, aus Furcht, an den Filmtagen selbst aus Zeitmangel etwas zu verpassen. Ich kann mir auch gut vorstellen, dass das Fernsehen am besten das Umfeld eines Films vermitteln könnte (isoliert auch schon getan hat), indem es zum Beispiel Bürgerinitiativen, Quartiergruppen etc. komplexer zu Wort kommen lässt als in ihren möglicherweise unbeholfenen Selbstdarstellungen (wenn überhaupt). Dass der Überzeugungswert zum Beispiel in der Darstellung Betroffener und die potentiellen Möglichkeiten der Fernsehmaschinerie – praktisch überall offene Türen zur Informationsbeschaffung – in ihrer Gegensätzlichkeit eine fruchtbarere Synthese bilden könnten als der dauernde Brei objektiver Ausgewogenheit. In solchen Mischformen würden Qualitäten wie Lebendigkeit, Betroffenheit im Unperfekten wieder sichtbar, ebenso Kälte und Leere in Perfektem. Gerafftes Fernsehmaterial von reinem Aktualitätsinteresse könnte neu zusammenkommen mit Langzeitbeobachtungen, Zeugnissen, Dokumenten, kurz: mit Material, das nach ganz andern Kriterien recherchiert und gedreht worden ist. Statt dauernd unvergorene Neuigkeiten produzieren und konsumieren zu müssen, könnten so neue, provokativ gegensätzliche oder informativ ergänzende Zusammenhänge geschaffen werden.

Vom Mut zum Medium

Nehmen wir zum Beispiel die Faszination einer Entwicklung, bei welcher der Superstar nicht vom Himmel fällt, sondern jemand einen Schritt wagt, den man selbst auch machen könnte: Die 14jährige Angelina Talew hat sicher eine grosse Schwelle überschritten, als sie die Entscheidung traf, ein S-8-Porträt von sich und ihrer Familie der Grossmutter zum Geschenk zu machen, nachdem sie kurz zuvor im Mädchenfilmkurs der Zürcher Frauen-Film-Fabrica erstmals eine Kamera in Händen gehalten hatte. Ihr Budget waren 7 Rollen Film, davon 1 Minute Ausschuss. Diese «jungfräuliche» Emanzipation scheint mir in ihrer unbeschwerten Naivität bemerkenswert und steht parallel zu Figuren wie der «unwürdigen Greisin» (Brecht-Verfilmung von René Allio) oder «Pipe» («Les petites fugues», Yves Yersin). Ich könnte mir ein sehr relevantes Interview mit der 14jährigen vorstellen: Wir würden etwa erstaunt erfahren, wie es ihr im harten Filmbusiness der Millionenbudgets denn gelungen war, so atemberaubend rasch und direkt ihre Filmvorstellungen und sich selbst zu verwirklichen. Wo die Kürze des Weges zwischen Wunsch und Tat wieder Mut und Lust gibt. Sie wird höchstens noch übertroffen von jenem Präsidenten des Heimatschutzes der Stadt Zürich, der empört zur Kamera griff, den Abbruch von Häusern filmte, in der Küche montierte, mit der Hilfe einer Schauspielerin kommentierte und den Film später dem Gemeinderat auf den Tisch knallte und Rechenschaft forderte.



Wider die TV-Perfektion *(Zeichnung: Martial Leiter)*

S-8 und Video sind die typische filmische *Expression der Dezentralen* geworden, das heisst sowohl zur überschaubaren individuellen Verwirklichung im grossen Meer von Fremdbestimmungen als auch zur kollektiven Selbstdarstellung von Minderheiten, wie zum Beispiel das Videoband «Homex» von lesbischen Feministinnen und vom Videoladen Zürich. Eigene Erfahrungen bei Gösgen[1] hatten mir gezeigt, dass viele traditionelle Produktionszwänge reduziert werden können dank der leichten, mobilen und relativ billigen Technik, indem man nicht mehr nur Beobachter, sondern direkt Beteiligter sein kann und somit auch eine gewisse Leidenschaft und unbeschwerte, das heisst nicht auf ein Resultat ausgerichtete Freude in die Aufnahmen bringen kann. Das Gelingen ist nicht unerlässlich, vital für die Karriere, sondern wünschenswert und entspringt der Verantwortung, die man gegenüber einer sehr heterogenen Bewegung fühlt. Die Direktheit und stärke Präsenz schafft einen grossen Reichtum an Dokumenten, der beim «Gösgen»-Film noch vergrössert wurde durch private Aufnahmen von direkt Beteiligten.

Schwierigkeiten bei der Arbeit

Natürlich sind die arbeitstechnischen Probleme von Super-8 und Video noch nicht gelöst. Der Schnitt bei Videomaterial zum Beispiel erfordert unendliche Anstrengungen: Im Wirrwarr der gegeneinander kämpfenden Videogiganten ist es schwierig, zwei normengleiche Apparate zu finden. Dies um so mehr, als alle paar Monate neue Systeme auf den Markt geworfen werden.

Häufige Konsequenz und erste Kinderkrankheit ist meistens eine Fülle von kaum zu verarbeitendem Dokumentarnaturalismus, wo Real- und Filmzeit identisch sind. Anderseits entwickeln sich auch neue Stilmittel, wo die Beschränkungen in Qualitäten verwandelt werden, indem zum Beispiel die Schnitte bewusst bemerkbar gelassen werden. Im Gegensatz zum konventionellen Schnitt, wo der Übergang möglichst unbemerkbar gleitend eine Aktion oder Spannung weiterziehen muss, heben der bemerkbare Schnitt und die videotypische Beschränkung auf eine lange Einstellung («plan séquence») das *Situationistische* hervor. Das gibt den Darstellern auch mehr Eigenleben und Substanz, und sie sind weniger als Funktionselement der Aktion oder Spannung verfügbar. Die manchmal sehr langsamen Erzählrhythmen, die fast an indische oder afrikanische Filme erinnern, nerven vielleicht den hastigen Filmkonsumenten, sie schaffen aber für den willig teilnehmenden Zuschauer einen spannenden, nachvollziehbaren Prozess der Aneignung eines Problems, das auch der Autor nur mit Anstrengung in den Griff bekommen hat. So entwickelt sich neben einem neuen «Mach»-Gefühl auch ein verändertes Schauen, das auch zu anderen Kinoformen führen kann (Video- und Kinobeizen).

Es ist heute aber auch die Zeit gekommen, da die traditionellen Kinos, zumindest die Studiokinos, vermehrt S-8 (und bald auch Video) als Vorfilm oder Hauptprogramm zeigen sollten. Es gibt ja heute eine komplette Infrastruktur in Super-8, wie sie für den 16-mm-Film vor rund 15 bis 20 Jahren unter dem Einfluss des Fernsehens zustande gekommen ist: zum Beispiel Direkttonkameras, Kassetten bis 60 m (wie bei 16 mm) oder Schneidetische mit allen Finessen für Mischungen. Ab Frühling 1980 gibt es auch in der Schweiz die Möglichkeit, optische farb- und lichtkorrigierte Kopien zu machen. Und es gibt Kinoprojektoren für Super-8 und Video.

[1] Jurg Hassler ist einer der Realisatoren von «Gösgen» – einem Film über die Volksbewegung gegen Atomkraftwerke.

Ein Beitrag gegen die Wahlpropaganda 1979

Video auf der Strasse

Von Werner Schweizer und Martin Witz

Eine spontane Art von Medieneinsatz probte der Videoladen Zürich vor den Nationalratswahlen 1979: Die Porträts von sechs Nationalratskandidaten wurden Passanten auf der Strasse gezeigt. Heute ist der «Gasseneinsatz» auf einem zwanzigminütigen Videoband («Video uf de Gass») festgehalten.

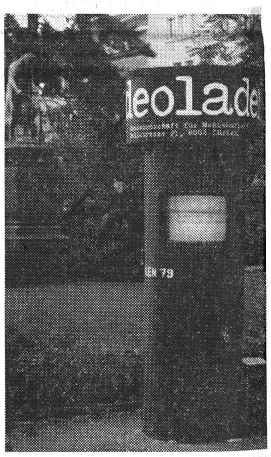
Die Abgrenzung zwischen den verschiedenen Filmformaten, die Gegenüberstellung zwischen Film und Video verlieren an Bedeutung. Die Verkopplung der verschiedenen Filmmedien wird gebräuchlicher, so zum Beispiel im Film *«Kollegen»,* wo die Videosequenzen eine eigene inhaltliche und ästhetische Bedeutung haben, oder auch die auf Super-8 kopierten Videodokumente in *«Preis der Angst».* Anderseits wird der Aspekt der Abhängigkeit von der Struktur des jeweiligen Mediums immer wichtiger: Billigere Medien wie 16 mm und natürlich Super-8 und Video bieten eine grössere Autonomie – und damit auch mehr politische und künstlerische Freiheit – als das traditionelle Kinoformat (35 mm). Aus diesem Grund wenden sich nicht nur «Jungfilmer», sondern vermehrt auch erfahrene Filmemacher unabhängigeren Produktionsweisen zu. Der Abgrenzung, dem gegenseitigen Ausspielen, folgt nun zunehmend ein Entwickeln und Verbinden der spezifischen Leistungen der einzelnen Medien. Gerade im Bereich der Distribution gibt es medienspezifische Unterschiede. Beim Film sind die Vorführmöglichkeiten praktisch ausgeschöpft, die Distribution läuft in festen Bahnen. Anders beim Video: Wenige Formen der Vorführung sind wirklich erprobt worden, neue Ideen und Perspektiven werden erst noch realisiert. Lokale Wochenschauen, Strassenaktionen, Videowanderkino, Kassettenvertrieb, Vorführungen in Quartier, Betrieb und Beiz sind neue, vorstellbare Formen.

Mobilität ausgenützt

Im Herbst 1979 hat der Videoladen Zürich einen derartigen Versuchsballon gestartet; er ist samt Monitor auf die Strasse gegangen. Anlass dazu waren die Nationalratswahlen. Während zweier Wochen vor dem Wahlwochenende war ein mobiler Vorführstand täglich vier bis sechs Stunden unterwegs, und zwar periodisch an zwölf verschiedenen Plätzen Zürichs, an Samstagen auch in den grösseren Landgemeinden.

Fernsehen auf der Strasse – was war zu sehen? Sechs Nationalratskandidaten – allesamt profilierte Apostel der politischen Bürgerwelt – kamen in einem eigenen Porträt zu Ehren. Von umfassenden Porträts kann nicht eigentlich, von ausgewogener Darstellung schon gar nicht die Rede sein. Vielmehr ging es um einen Politspot, der ohne Umschweife *gegen* die bewussten Persönlichkeiten Stellung nehmen sollte. Alle sechs erschienen in einem erklärterweise einseitigen, negativen Licht.

Fernsehen auf der Strasse, das hat Konsequenzen auf die Gestaltung der Produktion. Erreicht wird nämlich ausschliesslich ein Passantenpublikum, ein Publikum also, das im Grunde genommen gar keine Zeit hat: Das Band muss kurz sein, prägnant und laut. Feine Differenzierungen und weitausholende Argumentationen haben keinen Platz, nur deftige Plakativität vermag im Abendverkauf, auf dem Gemüsemarkt oder auch vor dem Supermarkt die Leute zum Stehenbleiben zu animieren.



TV on the road (Bild: Videoladen Zürich)

Die Aktion wurde mit dem Wahlkampf von POCH, PdA und RML koordiniert, die Strassenvorführungen fanden zum Teil in unmittelbarer Nähe der Wahlstände dieser Parteien statt. Die Partei der Arbeit und die POCH leisteten zusätzlich einen Unterstützungsbeitrag an die 2400 Franken Produktions- und Vorführkosten.

Ein Erfolg?

Einfluss auf den Ausgang der Wahlen hatte die Videoaktion wohl kaum: Fünf der sechs porträtierten Politiker wurden gewählt. Ein konkreter Erfolg ist nach einer solchen Einzelaktion nicht messbar. Und übrigens auch nicht zu erwarten. Aber immerhin: Auf der Grundlage dieser Erfahrung ist eine Weiterarbeit in diesem Stil vorstellbar. Selbstverständlich werden sich künftige Strassenproduktionen nicht bloss auf Wahl- und Abstimmungsereignisse beschränken, ständige Videokommentare über den lokalen Alltag könnten zur Regel werden. Weitere Versuche in dieser Richtung scheinen jedenfalls sinnvoll.

Auskünfte gibt: Vildeoladen Zürich, Tellstrasse 21, 8004 Zürich (Tel. 01/241 77 90).

das konzept Tip

Videozentrum auch in Basel

Während es in Zürich schon mehr als eine Handvoll aktive Videogruppen gibt, ist in Basel mit der Videogenossenschaft Basel (VGB) die erste Organisation dieser Art Ende 1979 gegründet worden. Acht Genossenschafter – einige mit grosser, einige ohne Videoerfahrung – wollen das Medium vor allem im Bereich von lokalen und regionalen Dokumentationen, für Vor- und Nachbereitung von Jugendtheater, aber auch im Kunstsektor einsetzen. Es besteht eine enge Zusammenarbeit mit dem Videoladen Zürich. Kurse sollen dazu beitragen, dass Interessierte in der Region Basel sich mit dem Medium vertraut machen können.

Weitere Informationen gibt die Videogenossenschaft Basel (VGB), Postfach 110, 4009 Basel. Das Studio befindet sich am Spalenring 111, Hinterhaus. Auskünfte erteilt auch die «konzept»-Aussenstelle Basel, Tel. (061) 22 41 41.